



Westfalenhütte



WERKZEITSCHRIFT

DER WESTFALENHÜTTE AG DORTMUND

8. JAHRGANG

NR. 5 · MAI 1956

Titelbild:

Kirschblütenzweig von Leo Tilgner

Nebestehend:

Maibaum

Aus dem Inhalt:

Gruß im Mai

Unser 1. Mai

Aus unserer Sozialarbeit

Wir verkürzen die Arbeitszeit

Bessemer und sein Verfahren

Produktivität — etwas Neues?

Ehrentafel

Wir kommentieren

Umgang mit dem Chef

Technik und Produktion

Blick in die Presse

Das interessiert die Frau

Unser Briefkasten

Wir bringen das Buch an den Leser

Ich schrieb an meine Mutter

Wohne und lebe zeitgemäß

Immer wieder: Richtfest

Sie wurden Hausbesitzer

Jugendvertretung betreut Jugend

Freisprechung

Politik der offenen Tür

Die Zeitkrankheit

Vertrauensleute wählen Vorstand

Ist er geschützt?

Unsere Steckenpferde

Was gibt's Neues?

Auch unser Leben ist bunt

Die Faust aufs Auge

Der neue Brunnen

Von einem, der auszog zu guten Taten

Der tägliche Kram

Berlin

Der Hüttenkicker

Herausgeber: Westfalenhütte AG, Dortmund;
verantwortlich:

Arbeitsdirektor Alfred Berndsen,
Dortmund, Eberhardstraße 1

Redaktion: Johannes Hoischen,
Dortmund, Stahlwerkstraße 119.

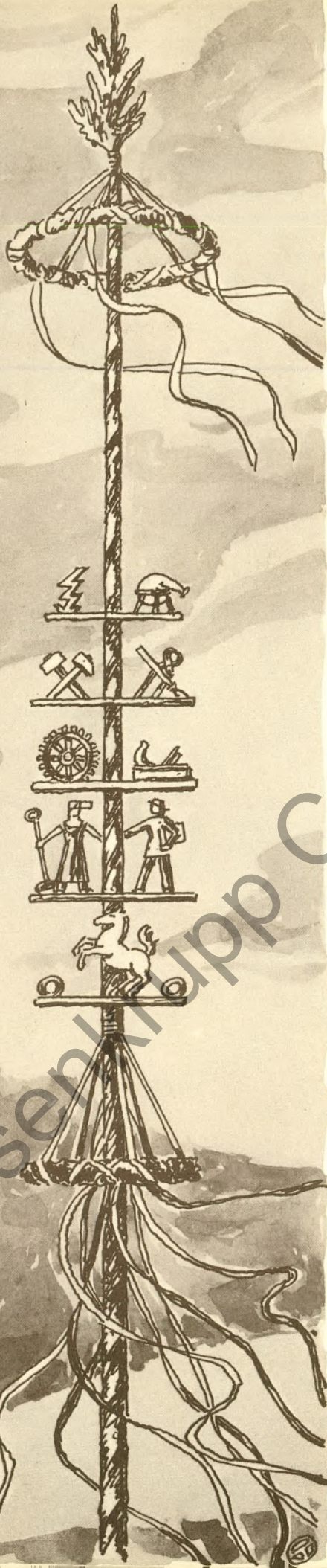
Expedition: Pressestelle,
Dortmund, Stahlwerkstraße 119.

Gen. v. Wi.-Min. NRW. 7100/III 775 v. 18. 2. 1949.

Druck: Westfalendruck, Dortmund.

Auflage: 17 800.

Nachdruck gern erlaubt, doch bitten wir,
vor dem Abdruck die Redaktion zu verständigen.
Die Veröffentlichungen stellen nicht in jedem
Falle die offizielle Meinung von Vorstand, Be-
triebsvertretung und Redaktion dar. Gezeichnete
Artikel äußern im allgemeinen nur die persönliche
Auffassung des Verfassers. Die pressegesetzliche
Verantwortung für alle Veröffentlichungen wird
voll übernommen.



Gruß im Mai

*„Wir wissen, daß es die
schöpferische Kraft der Liebe gibt,
und wir bekennen uns zu ihr.“*

*Aus dem „Credo“
von Carl Zuckmayer*

Wie schwer wiegt dieses schlichte Dichterwort! Alles Große ist schlicht! In der Kunst und in der Natur. Und selbstverständlich auch in der Politik!

„Die schöpferische Kraft der Liebe!“ — Wie schön wäre die Welt, wie unkompliziert der Lauf der Dinge, wenn ihr Motor allein die Liebe wäre! Die Liebe, die den Schenkenden reich und den Bedachten glücklich macht! Die fortzeugend Gutes schafft und uns alle aus der peinigenen Angst vor den Menschen und vor den Dingen, vor dem Heute und vor dem Morgen erlösen könnte!

Hand aufs Herz: Sind wir nicht alle in die Fesseln der Angst geschlagen? In die Furcht vor dem Morgen? In das Mißtrauen gegenüber dem Nächsten — und nenne er sich auch laut und immer wieder unser Freund? Angst gebiert Sorge, und Sorge macht unfrei!

Da träumen wir Alten von den sorglosen Tagen der Jugend. Und die sorglose Jugend will es nicht fassen, daß die Angst eines Tages auch sie aus dem Traumland „Ohne-Sorge“ in das Kampffeld des „Hüte-Dich“ zerren möchte. Laßt drum der Jugend das furchtlose Frohsein. Wer jung ist, ist froh — wer froh ist, bleibt jung! Wißt ihr nun, Freunde, warum mir der Liebesliedergruß der Dichter an den Mai ebenso ans Herz geht wie die Fanfarenstöße der Maiparolen? Und muß denn eines das andere ausschließen?

Wir alle — und nicht nur die Jugend! — bedürfen vor allem der Liebe schöpferischer Kraft, bedürfen der Freude in uns und um uns, bedürfen jener holden Innigkeit, die uns der Mai wie kein anderer Monat im Kreislauf des Jahres beschert!

Allzeit haben die Menschen ihre innigsten Wünsche und Hoffnungen in den Mai hineingeträumt. Nicht nur die Liebenden! Denn am Anfang des Mai stehen Aufmarschfanfaren und Zukunftsgesänge. Mitten im Mai aber steht zuletzt der Ehrentag der Mütter! Und die Mütter sind die Inkarnation von Liebe, Schöpfung und Werden. Laßt uns im Maien unsere — und unserer Kinder — Mütter grüßen. Nicht zuletzt dann, wenn wir an das Morgen denken.

UNSER 1. MAI



Die Spitze unserer Marschsäule

Kundgebung vor dem Stadthaus



Trotz des schlechten Wetters haben sich die Schaffenden nicht davon abhalten lassen, bei der diesjährigen Maifeier für die gewerkschaftlichen Forderungen zu demonstrieren. So hatten sich die Angehörigen unserer Westfalenhütte AG schon sehr frühzeitig in den Sport- und Erholungsanlagen der Hoesch-Kampfbahn versammelt.

Vor dem Abmarsch eröffneten Werksorchester und Gesangsverein die kurze betriebliche Maifeier. Nach den Begrüßungsworten des Betriebsratsvorsitzenden Dombowski sprach Arbeitsdirektor Berndsen. In seinen Ausführungen wies er auf die gewaltigen Aufbauleistungen seit dem Jahre 1945 hin und kritisierte das Fehlen der gesetzlichen Regelung der Mitbestimmung für die Holding-Gesellschaften. Er warnte nachdrücklich vor einer gesetzlichen Regelung für die Obergesellschaften, die die Mitbestimmung bei den entflochtenen Werken praktisch aushöhle. Die bisherige vertrauensvolle Zusammenarbeit habe sich ausgezeichnet bewährt. Die Arbeitnehmerschaft sei nicht gewillt, ihre Errungenschaften wieder preiszugeben.

„Mit dem Geiste jener Solidarität, der am Anfang unseres Weges stand, wird das Ziel unseres gewerkschaftlichen Wollens, das von allen Arbeitern und Angestellten mitgetragen sein sollte, erreicht werden, nämlich:

ein höherer Lebensstandard,
größere soziale Sicherheit,
die Schaffung und Erhaltung eines
wirklichen und dauerhaften Friedens in einem
geeinten Deutschland!“

Dann marschierten unsere Mitarbeiter durch das Hoesch-Viertel zum neuen Marktplatz am Stadthaus zur gemeinsamen Kundgebung des DGB, auf der der 1. Vorsitzende der IG Metall, Otto Brenner, die Festrede hielt.



Otto Brenner spricht

Direktor Dr. Harald Koch, Arbeitsdirektor Berndsen und Personalchef Dr. Kirchhoff beim Marsch zur Kundgebung



AUS UNSERER SOZIALARBEIT

Am 30. April waren in unserer Hütte 11 400 Arbeiter und 482 Arbeiterinnen und 1264 männliche und 255 weibliche Angestellte beschäftigt. Die Gesamtbelegschaft betrug also 13 401 Personen. Darüber hinaus waren 630 Unternehmerarbeiter im Betrieb und 1835 bei Bauvorhaben tätig. Die Zunahme unserer eigenen Belegschaft ist wesentlich zurückzuführen auf die Einstellung von 176 Lehrlingen; gleichzeitig wurden am 1. April 131 Lehrlinge den Betrieben zugewiesen.

Sie spielen mit dem Leben

Mitte April wurden vom Werkschutz gemeinsam mit der Verkehrspolizei an zwei Tagen die Fahr- und Motorräder sowie Mopeds unserer Mitarbeiter auf bestehende Mängel überprüft. Bedauerlicherweise mußten 30 v. H. der Fahrräder und 10 v. H. der Motorräder und Mopeds beanstandet werden.

In den Monaten März und April ereigneten sich je 16 Wegeunfälle. Die Zahl der Betriebsunfälle — einschließlich des Werkes Barop — betrug im März 133 und im April 102.

In diesen beiden Monaten wurden bei Planierungsarbeiten 11 Bomben gefunden, unter ihnen fünf Bomben zu je fünf Zentner und eine Zehn-Zentner-Bombe mit Langzeitzünder.

Unser „Mädchen für alles“

Unsere Feuerwehr wurde im März dreimal und im April achtmal alarmiert. Im März wurden 13 und im April 15 Kleinf Feuer gemeldet.

Im März wurden mit dem Krankenwagen 490 Personen transportiert, wobei 7887 Kilometer zurückgelegt wurden. Im April wurden 445 Personen transportiert und dabei 5952 Kilometer gefahren.

Ende April wurde ein neues Tanklöschfahrzeug eingesetzt.

Wir helfen Not lindern

Im März wurden 26 477,— DM an Unterstützungen genehmigt. Im April beliefen sich die bewilligten Unterstützungen auf 28 600,— DM.

Anläßlich der Schulentlassung, Konfirmation und Kommunion wurden an Belegschaftsmitglieder mit drei und mehr Kindern Textilgutscheine im Werte von 4450,— DM ausgegeben.

Im März wurden 46 Männer und acht Frauen und im April 93 Männer, sieben Frauen und 40 Kinder in Erholungskuren geschickt. 17 Kinder wurden zu einem Kuraufenthalt in Norderney entsandt. Elf Jugendliche nahmen an einer Erholung in Österreich teil.

Betriebskrankenkasse

Nachdem der Monat März mit mehr als 95 000,— DM Defizit abgeschlossen hat, überschreitet der Verlust, den die Kasse im ersten Vierteljahr erlitt, 155 000,— DM. Diese Summe wird sich noch um 40 500,— DM erhöhen, da noch Nachzahlungen zu leisten sind. Die Entwicklung im April läßt aber erwarten, daß die verstärkte Inanspruchnahme der Krankenkasse, wie sie das ganze erste Vierteljahr hindurch angehalten hat, ihrem Ende zugeht. Alle Ausgaben — mit Ausnahme der Krankenhauspflge — sind im April erheblich zurückgegangen. Die Betriebskrankenkasse rechnet damit, daß der Verlust des ersten Vierteljahres im weiteren Jahresablauf wenigstens zum Teil wieder eingeholt werden kann.

Wohnungsbau bleibt vordringlich

Ende April wurde in der Franz-Zimmer-Siedlung das Richtfest für den neuen Abschnitt, der zehn Siedlerstellen und 16 Eigenheime — 46 Wohnungen — umfaßt, begangen.

Die Neubauten in der MSA-Siedlung in Dortmund-Scharnhorst, in denen wir 82 Wohnungen für Werksangehörige erhalten, sind bis über den Rohbau hinaus fertiggestellt.

Ein Wiederaufbau in der Oesterholzstraße, in dem wir 17 Wohnungen für Werksangehörige erhalten, wurde im April gerichtet. Rohbaufertig wurde ein Bauvorhaben in der Holsteiner Straße mit zehn Wohnungen für Werksangehörige. An 91 weiteren Wohnungen wurden die Bauarbeiten begonnen.

Im März wurden 26 000,— DM und im April 53 690,— DM an Baudarlehen bewilligt. Hiermit wurde 22 Werksangehörigen wohnungsmäßig geholfen.

Sie sahen unser Werk

Im März wurden unsere Werksanlagen von 643 und im April von 596 Personen besichtigt. Unter ihnen befanden sich 79 Ausländer.

Wir verkürzen die Arbeitszeit

Schon zu der Zeit, als die erste Diskussion um die Arbeitszeitverkürzung anließ, hat der Vorstand der Westfalenhütte wiederholt seine grundsätzliche Bereitschaft zur Verkürzung der Arbeitszeit bekundet. Mit dem 3. Mai ist nun die Arbeitszeit in unseren Hochofenbetrieben auf 48 Stunden herabgesetzt worden. Das Abkommen über die Verkürzung der Arbeitszeit wurde zwischen dem Arbeitgeberverband Eisen- und Stahlindustrie e. V., Düsseldorf, und der Industriegewerkschaft Metall abgeschlossen. Es hat folgenden Wortlaut:

48 Stunden nicht überschreiten

1. In Hochofenbetrieben der Mitgliedsunternehmen des Arbeitgeberverbandes Eisen- und Stahlindustrie e. V. darf die Arbeitszeit grundsätzlich 48 Stunden in der Woche einschließlich Sonntag nicht überschreiten.
2. Die Durchführung des Abkommens erfolgt in zwei Stufen gemäß den in der Anlage beigefügten Katalogen 1 und 2, die Bestandteil dieses Abkommens sind.
3. Die Schichteinteilung ist betrieblich zu regeln.
4. Der Lohnanspruch richtet sich nach dem Lohn des Stammarbeitsplatzes.

Wird jedoch im Rahmen des Schichtplanes vorübergehend eine höherwertige Arbeit geleistet, so wird für diesen Zeitraum der Lohn des höherwertigen Arbeitsplatzes gezahlt.

Der Ausgleichsbetrag

5. Für die Ableistung der turnusmäßig anfallenden Sonntagsschichten wird neben dem Sonntagszuschlag ein „Ausgleichsbetrag“ in folgender Höhe gewährt:
 - a) für Betriebe mit bisher 56stündiger Arbeitswoche: in Höhe von 75 Prozent des zuschlagfreien Sonntagsschichtverdienstes,
 - b) für Betriebe mit bisher 53 $\frac{1}{3}$ stündiger Arbeitswoche: in Höhe von 68,75 Prozent des zuschlagfreien Sonntagsschichtverdienstes.
6. Der Anspruch auf den Ausgleichsbetrag entsteht nur, wenn im Rahmen des betrieblichen Schichtplanes ein Tag in der Woche frei ist und der betreffende Belegschaftsangehörige an den übrigen Tagen der Woche zur turnusmäßigen Arbeit erschienen ist. Im übrigen gilt § 5 Ziff. 4 des Rahmentarifvertrages für Arbeiter vom 12. Januar 1952 entsprechend.

Hierunter wird gesagt: Arbeitnehmer haben den Grund und die voraussichtliche Dauer einer Arbeitsverhinderung unverzüglich anzuzeigen. Ist die Arbeitsverhinderung durch Krankheit verursacht, so ist außerdem die Arbeitsunfähigkeit spätestens am vierten Tage durch Vorlage einer Bescheinigung der Krankenkasse oder des behandelnden Arztes über die Krankschreibung nachzuweisen.

Der Anspruch auf den Ausgleichsbetrag entfällt nicht, wenn der Belegschaftsangehörige die turnusmäßige Sonntagsarbeit aus vertretbaren Gründen nicht verfahren kann.

Der Anspruch auf den Ausgleichsbetrag entfällt, wenn der Belegschaftsangehörige an den arbeitsfreien Tagen gegen Entgelt innerhalb des Werkes tätig gewesen ist, Notstandsfälle ausgenommen (§ 3 Abs. 4 des Rahmentarifvertrages für Arbeiter vom 12. Januar 1952).

Hier heißt der Wortlaut: *Notwendige Mehr-, Nacht-, Sonn- und Feiertagsarbeit sowie Vor- und Nacharbeit zum Ausgleich ausgefallener Arbeitsstunden im Rahmen des § 2 kann im Einvernehmen mit dem Betriebsrat angeordnet werden und ist zu leisten.*

7. Die Durchführung des Abkommens erfolgt für die Betriebspunkte nach Katalog 1 . . . am 1. April 1956, für die Betriebspunkte nach Katalog 2 . . . am 1. Oktober 1956. Je nach den betrieblichen Gegebenheiten kann die Durchführung für die Betriebspunkte nach Katalog 1 . . . ab sofort, für die Betriebspunkte nach Katalog 2 . . . nach dem 1. April 1956 erfolgen.
8. Dieses Abkommen ist mit einmonatlicher Frist zum Monatsende, erstmalig zum 31. Dezember 1956, kündbar.
9. Der Arbeitgeberverband Eisen- und Stahlindustrie e. V. behält sich eine Erklärung über den Geltungsbereich dieses Abkommens für die Randwerke satzungsgemäß vor.

Arbeitsbereiche

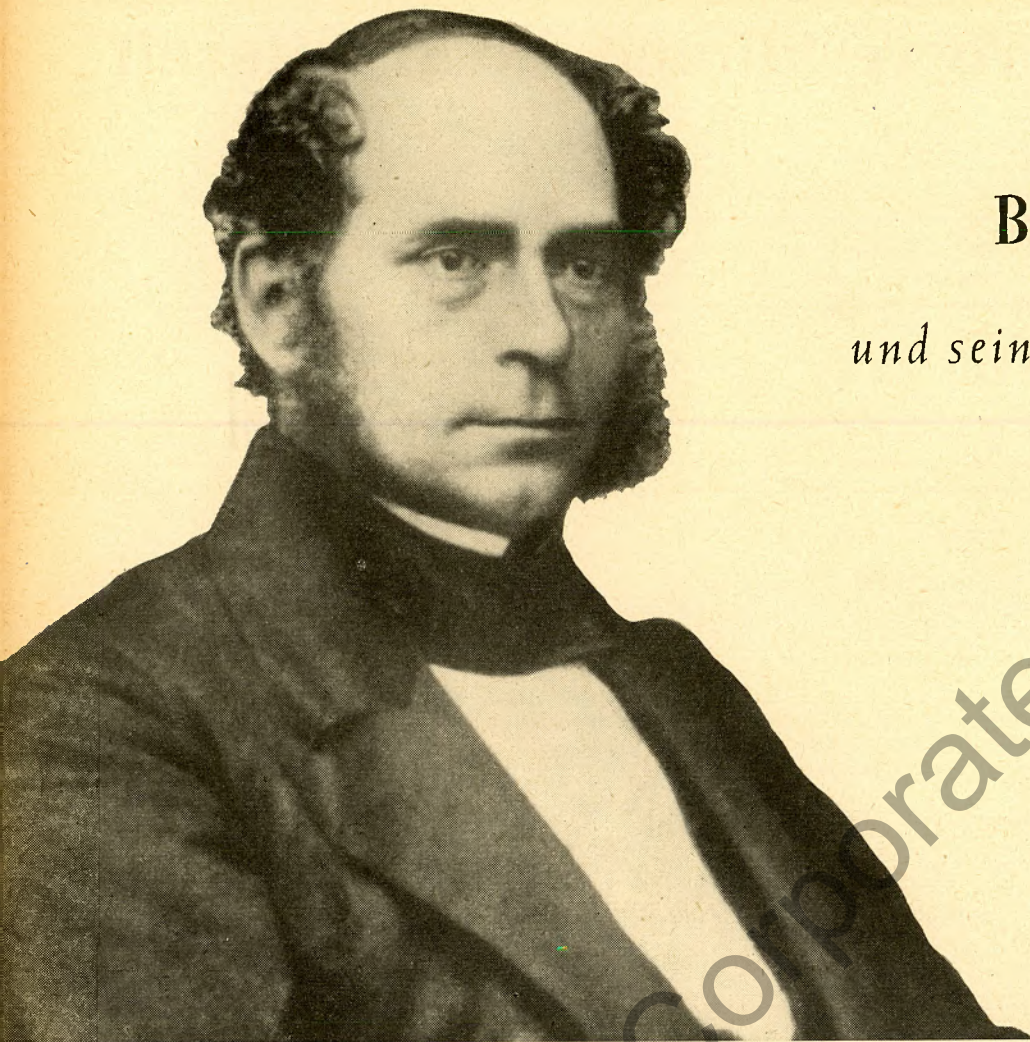
Nach dem „Katalog 1“ gelten als Arbeitsbereiche am Hochofen, soweit im einzelnen ständig dreischichtig durchgeführt werden muß und soweit sie organisatorisch dem Hochofenchef unterstehen:

1. Bunkeranlage, Möllierung und Begichtung,
2. Schmelzbetrieb,
3. Gießhalle bzw. Masselgießanlage,
4. Schlackenabfuhr.

Nach dem „Katalog 2“ gelten als Arbeitsbereiche am Hochofen, soweit im einzelnen ständig dreischichtig durchgeführt werden muß:

1. Schichtgebundene Maschinisten, Kranführer und Handwerker der Arbeitsbereiche gem. Katalog 1 sowie der folgenden Bereiche des Katalogs 2,
2. Sinteranlage,
3. Brikettierung,
4. Winderzeugung und die mit ihr räumlich verbundene Kraftherzeugung,
5. Gasreinigung,
6. Kühlwasserversorgung (Hochofen),
7. Lokomotiv- und Eisenbahnpersonal, soweit es im turnusmäßigen Schichtwechsel ausschließlich im Hochofenbetrieb arbeitet.

Der Vorstand strebt an, auch in anderen Betrieben die Arbeitszeit herabzusetzen. Daß eine Arbeitszeitverkürzung innerhalb unserer Betriebe, die zum größten Teil kontinuierlich durchlaufen, besonders schwer ist und umfangreicher Planung bedarf, wird jedem einleuchten.



BESSEMER

und sein Verfahren

Henry Bessemer (1813-1898)

Einer der erfolgreichsten Erfinder aller Zeiten und durch seine geistvolle Tat einer der größten Wohltäter der Menschheit, Henry Bessemer, war der Sohn eines unrastigen Holländers. Bessemer wurde am 19. Januar 1813 zu Charlton in England geboren; er kam mit 18 Jahren in das betriebsame London.

Sein Vater, der eine kleine Schriftgießerei für Buchdrucker betrieb, konnte Henry nur die Volksschule besuchen lassen. Obwohl die Kenntnisse des jungen Mannes in allen Fächern äußerst lückenhaft waren, machte er sich an die schwierigsten Probleme heran und meisterte sie.

Zuerst erfand er ein Verfahren, Blumen oder Insekten in hartem Metall zu gießen. Das Verfahren war schön, brachte aber nichts ein. Dann erfand er Stempel, die nicht nachgemacht werden konnten. Er hoffte auf einen großen Gewinn, denn der englische Staat wurde durch falsche Stempel jährlich um Millionen betrogen. Der Direktor des staatlichen Stempelamtes versprach dem jungen Erfinder nicht nur eine hohe Entschädigung, sondern auch ein hohes Jahresgehalt. Als er das Geheimnis von Bessemer erfahren hatte, bekam der Erfinder — nichts.

1843, im Alter von 30 Jahren, nahm Henry Bessemer sein erstes Erfindungspatent, sicherlich nicht ahnend, daß er über 120 davon anmelden würde. Aus seinen geschützten Erfindungen zur Herstellung von Bronzefarben, von Zucker, von Glas, von Samt, von Bleistiften, auch von einer Eisenbahnbremse und von einem im hohen Seegang nicht schwankenden Schiff erntete Bessemer Erfolge und Ärger, Kapitalien und Verluste.

In den langen und schweren Kämpfen der Engländer gegen die Russen auf der Krim (1853 bis 1855) wurde eine unvorstellbar große Masse von Artilleriegeschossen verfeuert,

denn man hatte nur Geschützrohre, die innen glatt waren. Infolgedessen verlagerte sich der Schwerpunkt des Geschosses während des Fluges zum Ziel, und man traf selten das, was man treffen wollte.

Sofort schaltete Bessemer sich ein, obwohl er von der Artillerie nichts verstand. Er gab seinen Geschossen schraubenförmige Kanäle, so daß die Pulvergase das Geschloß in Drehung versetzten und es infolgedessen um seinen Schwerpunkt rotierte und das Ziel genau traf.

Die britische Militärverwaltung aber verweigerte dem Nichtfachmann Bessemer die Benutzung eines Schießplatzes, um die nötigen Versuche anstellen zu können. Aber der Franzosenkaiser Napoleon III., ein hervorragender Artillerist, der an der Seite der Engländer auf der Krim kämpfte, stellte Bessemer den Schießplatz von Vincennes zur Verfügung. Hier äußerte der französische Offizier Claude Etienne Minié, es käme bei solchen Versuchen wohl hauptsächlich auf ein genügend widerstandsfähiges Material der Geschützrohre an; das Gußeisen taugte dazu nicht.

Nun, vom Eisenhüttenwesen verstand Bessemer noch weniger als vom Schießen. Aber deshalb ging er mit einer Unbefangenheit an die Aufgabe, die die Eisenfachleute nie hätten aufbringen können. Also: ein Eisen mit den Eigenschaften des Stahles, zugleich ein Stahl mit den Vorzügen des Eisens, zäh und elastisch, weich und doch hart, in Massen schnell herstellbar, unter möglichster Ausschaltung von Handarbeit gewonnen und deshalb billig.

Die Herstellung eines hochwertigen Eisens, das man bisher in Tagen oder gar Monaten erschmolzen hatte, brachte Bessemer jetzt nach seiner neuen Erfindung in wenigen Minuten zustande. Durch die bloße Wirkung eines Luft-

stromes verwandelte Bessemer Gußeisen in Schmiedeeisen. Diese Umwandlung geschah in der noch heute über die ganze Welt verbreiteten kippbaren Bessemerbirne. Weil dieser birnenförmige Schmelztiegel nicht auf Feuer stand, erklärte der Erfinder, er könne Eisen und Stahl ohne Feuer machen. Das gab einen Aufstand in der englischen Eisenindustrie. Unerhört, daß ein Laie es wagte, etwas an Stelle des alten Puddelverfahrens setzen zu wollen! Am 17. Oktober 1855, also vor einem Jahrhundert, erhielt Bessemer sein britisches Patent Nr. 2321. Die Fachleute zuckten die Achseln, auch die deutschen. Erst im folgenden Jahr (1856) wurde das Bessemer-Verfahren bei uns durch einen Artikel im „Polytechnischen Journal“ von Dingler bekannt.

Binnen drei Wochen erhielt Bessemer für die Lizenzen auf sein Patent 26 500 Pfund Sterling. Als das bekanntgeworden war, gab es einen großen Federkrieg: Es ist ganz unmöglich, nach dem Verfahren von Bessemer Eisen und Stahl zu gewinnen! Man tuschelte sogar, Bessemer sei ein Schwindler. Weil es auch Rückschläge in der Fabrikation gab, wurden diese von Bessemer's Gegnern ausgenutzt. Was Mister Bessemer macht, ist ein leuchtender Meteor in der metallurgischen Welt, der aber nichts als glänzende Funken gebracht hat, so sagte man. Erstaunlich war den ungläubigen Fachleuten, daß das Bessemer-Verfahren nur 12 Prozent Eisenverlust ergab,

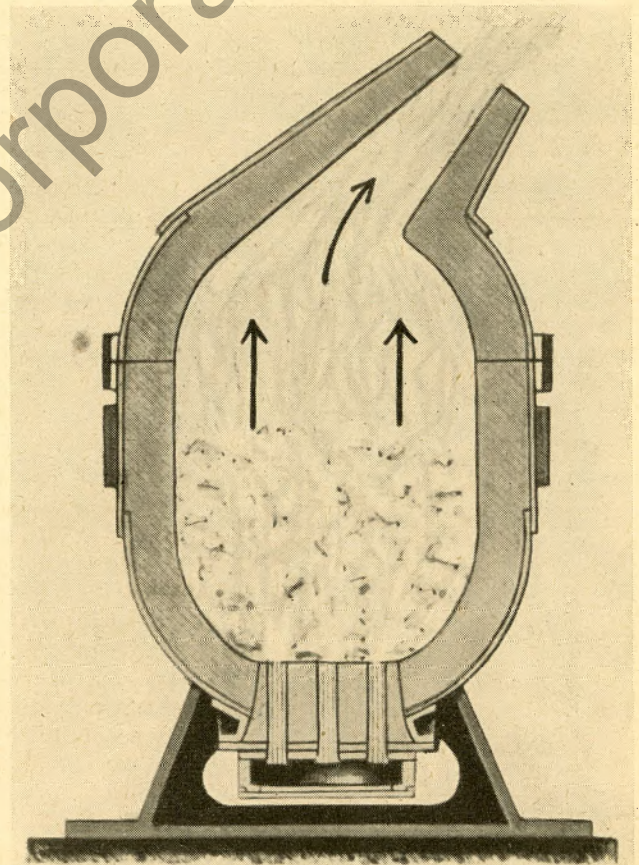
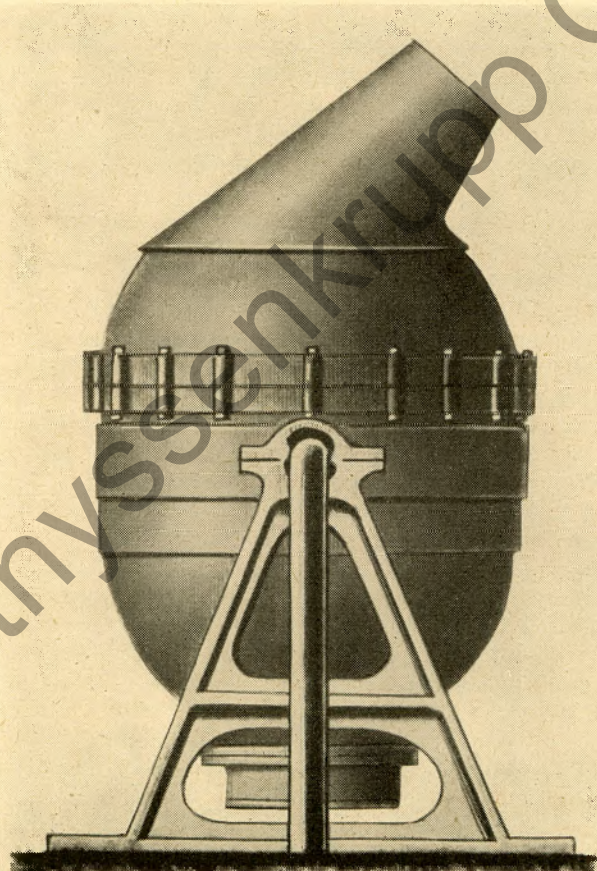
während man bisher mit 18 Prozent Verlust zufrieden sein mußte. Aber als 1859 in einer Versuchsanlage 60 bis 100 Zentner Roheiseneinsatz binnen 30 Minuten erschmolzen worden waren, verstummten selbst die gehässigsten Gegner.

In den deutschen Ländern, die damals auch patentrechtlich in die einzelnen Staaten und Freien Städte des Deutschen Bundes aufgespalten waren, verhielt man sich der englischen Neuerung gegenüber ablehnend. Am 30. April 1857 reichte der Berliner Patentagent Prillwitz im Auftrag von Bessemer einen Patentantrag für das preußische Gebiet ein. Die amtliche Deputation für Gewerbe prüfte den Antrag und fand, die Angaben des Engländers seien durchaus nicht neu . . .

Als ich die gewundenen Sätze im Gutachten der Gewerbe-deputation las — diese Akten gehören dem Geheimen Staatsarchiv zu Berlin —, erkannte ich, wie gefährlich es ist, wenn fortschrittliche Techniker von beamteten Stellen abhängig werden. Der Beamte sucht stets nach einem „Vorgang“, und danach entscheidet er; der wahre Erfinder bringt das Neue aus sich selbst hervor, und deshalb ist er ein „Störer“.

Nach großen Ehrungen starb der in den Adelsstand erhobene Sir Henry Bessemer im 86. Lebensjahr am 15. März 1898 in London.

Franz Maria Feldhaus



Bessemerbirne aus dem Stahlwerk Henry Bessemer & Co., Sheffield, 1859. Höhe der Birne 2,75 m. (Holzschnitt aus: Bessemer, Autobiography. 1905)

Einst ging es auf Reisen im Tempo von einem bis zu vier PS — wie auf unserem Bild mit der „Karriolpost“, mit der auch Goethe nach Italien reiste

— dann zuckelte uns der schüttelnde Wagen hinter einem „Lok-Pionier“ durch die Lande, wie hier eine Lokomotive aus dem Jahre 1835

— heute rasen wir mit einem modernen Schnelltriebwagen durch oder mit einem viermotorigen Passagierflugzeug über die Lande.



**Es ist etwas Merkwürdiges
um den
technischen Fortschritt**



Produktivität – etwas Neues?

Von Dipl.-Ing. Otto Heerhaber, Versuchsanstalt, hatten wir in der Juni-Ausgabe 1955 einen Artikel „Was bedeutet productivity?“ veröffentlicht. Sicherlich werden auch die nachstehenden Ausführungen Heerhabers über ein viel diskutiertes Thema mit Interesse aufgenommen.

„Produktivität“ als Mittel für den wirtschaftlichen Wohlstand ist heute eines der beliebtesten Themen.

Neuerdings gilt auch Produktivität als Maßstab für die Höhe des Einkommens, während mit diesem Wort keine kaufmännische Bilanz gemeint ist, sondern eine Bilanz der aufgewendeten Arbeit und Stoffe. Es ist daher aufzuzeichnen, in welchem Zusammenhang Produktivität mit den anderen Dingen der Wirtschaft und des täglichen Lebens stehen. Dieses Wort sagt an sich gar nichts Neues aus, sondern sammelt Dinge, die eine Folge des technischen Fortschritts sind, unter einem festen Begriff, um sie einer besseren Beurteilung und Nutzbarmachung zugänglich zu machen. Insofern ist dieser Begriff für die weitere Zielsetzung und Entwicklung recht nützlich; er betrifft aber keineswegs Vorgänge erst seit dem letzten Jahrzehnt.

Jede Leistungssteigerung durch geschickten Einsatz der geistigen Kräfte (Planung, Erfindung), der Muskelkraft und der Naturkräfte ist ein Zeichen der Produktivität, wobei die Betonung auf „geschickten Einsatz“ liegt, das heißt ein Nutzen bringendes Verhältnis des Aufwandes zum Ergebnis. Noch mehr: Das Ergebnis bzw. der Nutzen soll hierbei nicht so sehr wenigen zufließen, sondern möglichst vielen, die bisher der technischen Errungenschaften, da zu kostspielig, nur beschränkt teilhaftig wurden. Die Produktivität ist daher zugleich ein ungemein bedeutsames soziales Problem, welches die Unterschiede in der Lebenshaltung der verschiedenen Bevölkerungsteile verringert und so zur Behebung sozialer Spannung beiträgt.

Das, was eine Generation als große Errungenschaft ansieht, ist oft schon für die nächste eine Selbstverständlichkeit. Die einzelne Errungenschaft verliert dadurch nichts an ihrer Bedeutung, vielmehr wird ihre Bedeutung gesteigert, wenn auch ihr „Ruhm“, das Außergewöhnliche, nicht mehr so groß ist. Daß aber der *Allgemeinverbrauch* einer Errungenschaft möglich ist, ist eben dem *wirtschaftlichen Einsatz* oder der „Produktivität“ durch technische Neuerungen zuzuschreiben und nicht so sehr diesen Neuerungen selbst, obschon sie eine Voraussetzung für die Produktivität sind.

Noch vor 50 Jahren konnte man — auch in Großstädten — auf den Straßen und Plätzen Brunnen und Wasserzapfstellen sehen; sie sind, bis auf einige historisch bedeutsame Brunnen, verschwunden und durch Wasserzapfhähne in den Wohnungen ersetzt. Damit wurde die Wasserbeschaffung nicht nur bequemer, sondern der Wasserverbrauch war nicht mehr auf ein Minimum beschränkt, und Mensch, Kleidung, Wohnung und die Stadt selbst wurden reinlicher. Nimmt man die Abwasserregelung (Kanalisation) hinzu, so haben wir kaum einen Begriff davon, welchen hygienischen Vorteil wir heute, im Vergleich zu den „guten alten Zeiten“, haben. Wie aber war eine solche Wandlung möglich? Die Voraussetzungen lagen in der naturwissenschaftlichen und technischen Entwicklung des vorigen Jahrhunderts, in der Ausnutzung der physikalischen Kräfte (Dampfkraft, Elektrizität), in der Entwicklung des Maschinenbaues, des Rohrleitungsbaues, des Straßenbaues und so fort, die allgemeine Nutzbarmachung oder Produktivität aber in dem geschickten, sinnvollen und wirtschaftlichen Einsatz unter wesentlicher Anteilnahme *öffentlicher Verwaltungen*, der Kommunen oder des Staates, so daß ihre *Allgemeinheit* gesichert war. Ähnliches trifft für andere Dinge zu, wie die Beleuchtung — vom Kien-, Kerzen- und Petroleumlicht zum Gasglühlicht und der elektrischen Glühbirne — und für das Transportwesen, von der Muskelkraft (Mensch, Pferd) zur Eisenbahn und Straßenbahn. Nimmt man noch die Dampfschifffahrt und das Automobil hinzu, so sind die wichtigsten Errungenschaften der Zivilisation der

letzten 100 Jahre aufgeführt. Ein Merkmal dieser Zeit ist, daß, ausgenommen das Automobil, die Güter aus solcher Produktivität durch die Allgemeinheit der Allgemeinheit zugute kamen, wenn auch z. T. in mittelbarer Auswirkung (Transport der Güter), d. h., daß sie Gegenstand von sozialen (im weiteren Sinne) Einrichtungen sind in einer Gemeinwirtschaft.

Es scheint, als ob heute die Produktivität mehr eine Angelegenheit des einzelnen ist, als ob sie wesentlich auf einer individualistischen Wirtschaft beruhe. An umwälzenden technischen Neuerungen — die Verwertung der Atomenergie steht erst im Anfangsstadium — ist die Neuzeit arm; dem Telefon, Rundfunk, Kühlschrank kommt nicht die Bedeutung der vorher genannten Errungenschaften zu. Die Voraussetzung für die Produktivität ist heute der Massenverbrauch an Gebrauchsgütern durch den einzelnen, der letztlich die Art und Menge eines Gegenstandes oder einer Leistung bestimmt. Wenn noch vor der Jahrhundertwende der Besitz eines Fahrrades etwas Besonderes darstellte, so ermöglichte in den folgenden Jahrzehnten der Massenverbrauch eine wirtschaftliche Massenherstellung von Fahrrädern. Ein solcher Zug zu einer gehobeneren Lebenshaltung des einzelnen hat sich auf die verschiedensten Gebrauchsgüter ausgedehnt: er ist der Motor der heutigen Produktivität und an sich gesund und erwünscht; jeder einzelne hat geradezu ein Interesse daran, daß ein hoher Stand der Produktivität gesichert ist. Das Ideal der alten Generationen — die Einfachheit — war zu jener Zeit eine Notwendigkeit, sie ist es heute in vielen Dingen nicht mehr.

Bei der Unzulänglichkeit des menschlichen Wesens, bei seiner Sucht, kommt mit dem Essen der Appetit. Die Anforderungen und Bedürfnisse werden mitunter so gesteigert, daß die organische Entwicklung von Produktivität und höherem Lebensstandard und damit das Wirtschaftsleben gestört wird. Eine weitere bedenkliche Erscheinung zeigt sich in dem Streben derjenigen, die auf den von der Produktivität bevorzugten Gebieten unmittelbar tätig sind, den wirtschaftlichen Nutzen aus der Produktivität vornehmlich für sich einzubehalten, während die Abseitsstehenden sich mit einer geringeren Lebenshaltung begnügen müssen. Das kann zu wirtschaftlichen und sozialen Spannungen führen, schließlich zu einem Wettbewerb der Anforderungen und Ansprüche, der das Gebäude der Produktivität ins Wanken bringt.

Nicht als ob diese Dinge bei uns schon so weit gediehen sind; aber die Entwicklung ist unbesonnen, bei welcher der einzelne nur seinen eigenen Tisch betrachtet. Produktivität ist nicht ein Ding für sich, nicht die Erzeugung einer Produktionsmaschine allein, sondern eine Angelegenheit des Wirtschaftshaushaltes der gesamten Bevölkerung oder des Staates wie auch des einzelnen, und das um so mehr, je mehr die Rohstoffe für die Produktionsgüter eingeführt werden müssen. Überspitzte Anforderungen an die Produktivität wirken sich letztlich auf die Geldwährung aus, durch deren Fallen die Anforderungen zwangsläufig reguliert werden. Ein Steigen der Preise ist gleichbedeutend mit dem Fallen der Währung. Ist doch die Währung der Ausdruck des Haushaltes eines Landes, des ehernen Gesetzes von Soll und Haben! Nur der Törichte wird die Unerbittlichkeit dieses Gesetzes leugnen.

Wenn der Amerikaner von einer Manie der Produktivität ergriffen ist, so mag er unter seinen günstigen Bedingungen sich eine Lebenshaltung leisten können, um deren flimmernde Unruhe der Europäer ihn nicht zu beneiden braucht. Hierzulande das Tempo der Produktivität mit Gewalt zu steigern oder dieses Tempo schon als vorhanden anzusehen, um damit überspitzte Ansprüche zu begründen, schadet der stetigen Entwicklung und erreicht schließlich nur eine Hemmung in der Besserung des Wohlstandes. Die alten Generationen haben die Produktivität vornehmlich für Aufgaben der Allgemeinheit zu verwerten gewußt. Da nun diese Aufgaben heute nicht mehr in dem Maße vordringlich sind wie zu jener Zeit, kommt es auf das sinnvolle Maßhalten des einzelnen an, wenn die Produktivität wirklich zu einem Fortschritt für den Menschen werden soll.

Die Voraussetzung für die Produktivität



Es liegt aber auch eine große Gefahr in dieser Entwicklung

Nicht ein Ding für sich



UNSERE EHRENTAFEL

Verdienstvolle Mitarbeiter

Folgende Mitarbeiter erhielten für Rettung aus Unfallgefahr Belohnungen vom Werk bzw. von der Hütten- und Walzwerksberufsgenossenschaft: Hans Steinke, Thomaswerk; Hans Stepputis, Masch.-Abt. Walzsw. I/III; H. Vogt, Maschinenabt. Kaltwalzwerk.

Wilhelm Drehsen, Waggonwerkstatt: Die Bolzen für die Tragfederbrücke der Roheisenpfannen wurden dem Vorschlag entsprechend verstärkt und haben sich gut bewährt. Sämtliche Roheisenpfannen werden jetzt dementsprechend geändert.

Paul Jelinski, Betriebswirtschaft: Die Luftkühlung für die Maurer bei der Reparatur der meist sehr heißen Tieföfen ist ausgeführt worden. Den Mauern wird auf diese Art und Weise ein längerer Aufenthalt an ihrer Arbeitsstelle ermöglicht, ohne einem allzu starken Luftzug ausgesetzt zu sein.

Martin Müller, Maschinenabteilung Kaltwalzwerk Stockheide: Die Fußbremse zum schnelleren Abbremsen des Ringglühkranes wurde angebracht. Hierdurch wird ein schnelleres Arbeiten des Kranes ermöglicht.

Helmut Grundmann, Maschinenabteilung Stahlwerke: Infolge der geänderten Stanze wird die Deformierung von Streckenbögen beim Lochstanzen behoben, so daß die Anbringung der Gelenke an den Streckenbögen keine Schwierigkeiten mehr bereitet. Ein schnelleres Arbeiten wird hierdurch ermöglicht.

Franz Kusch, Elektrische Abteilung: Die Steigeleiter zur Bühne der Stromverteilung Walzwerk I wurde dem Vorschlag entsprechend versetzt. Unfälle sind an dieser Stelle jetzt so gut wie unmöglich.

Günter Wirtz, Lehrwerkstatt: Die Lagerabdichtung gegen Walzschlacken an Schlackenwagen von Walzwerk I und III ist durchgeführt. Sie hat sich bewährt und bedeutet eine Kostenersparnis.

Jubilare Mai 1956

40

ANTON WASKOWIAK
Allgemeiner Fahrbetrieb

JOSEF GARTNER
Walzendreherei

KARL EILHOFF
Maschinenabteilung

JOSEF JAJCZYK
Werksaufsicht

FRANZ WESELOWSKI
Maschinenabteilung

MATTHIAS BERGER
Verfrachtung

JOSEF ICKEROTT
Belegschaftsversorgung

PAUL FUHRER
Eisenbahn

WIESER, FRANZ
Kaliberwalzwerk

25

MARTIN KRAFT
Elektrotechnische Abteilung

ERICH WUTKE
Walzwerk I

PAUL FELDMANN
Spezialblechwalzwerk

JOSEF LAMPE
Maschinenabteilung

AUGUST DIETRICH
Stahlbau

JULIUS HAHNE
Werk Barop

PAUL EICHLER
Werksaufsicht

HUGO FRENZ
Eisenbahnbetrieb

ERICH HERZBERG
Verfrachtung

WILHELM SIEBERG
Zementfabrik

IGNATZ KOSCIELNY
Werk Barop

Verdienstvolle Mitarbeiter

Rudi Jugl, Dreherei I. Die Kurbel wurde nach dem Vorschlag durch ein Handrad an der Nutenfräsbank ersetzt. Die Unfallgefährdung des Fräasers ist nun nicht mehr vorhanden.

Werner Fuchs, Dortmund, Arnecke-straße 2. Durch die neuen Hebevorrichtungen für die Abdeckplatten, die in der Lehrwerkstatt hergestellt wurden, wird ein wesentlich schnelleres Freilegen der Kabel ermöglicht. Reparaturarbeiten können an den Kabelkanälen schneller durchgeführt werden.

Friedhelm Esterhans, Maschinenabteilung Hochofen. Durch die Sperre für die Nasenkeile am Ventilator-Schieber der Cowper entsteht eine größere Sicherheit. Eine weitere Unfallquelle ist dadurch beseitigt.

Bernhard Gräve, Lokwerkstatt. Die vorgeschlagene Änderung der Seile am Elektrobagger I wurde durchgeführt und hat sich gut bewährt. Die Seile halten jetzt doppelt so lange, so das wesentliche Einsparungen erzielt werden.

Hans Lips und Werner Frohning, Hochofen. Die Öffnung in der Mauer wurde angebracht. Die Kranwege sind jetzt kürzer und die Krane werden geschont, so daß weiter die Roheisenpfannen-Reparatur erleichtert wird.

Ernst Fantini, Trägerlager. Die Klammern zum Festhalten der Spundbohlen während des Entgratens haben sich als zweckmäßig erwiesen. Es ist jetzt nicht mehr möglich, daß einzelne Spundbohlen abrutschen und die daran arbeitenden Leute gegen die nächste Bohle drücken oder verletzen.

Alfons Marcinkowski, Schlosserei Markhöfer. Die Holzspindellager mit einem neuen Einbaustück eines rechteckigen Spindellagers sind einfacher herzustellen und sicherer im Ständer zu befestigen. Ein Herausrutschen und eine Beschädigung der Walzenlagerzapfen wird dadurch vermieden.

Martin Müller, Maschinen-Abteilung. Der neue Beton-Stützsockel vermeidet das Umfallen der sehr schweren Kranzange. Ebenso erleichtert die Klemmvorrichtung das Hantieren mit den Hölzern an der Kranzange und macht ein gefährliches Klettern der Krananhänger überflüssig.

WIR KOMMENTIEREN UND GLOSSIEREN

Die industrielle Wirtschaft bedarf der Spannung

In einem Artikel zum 1. Mai — „Gemeinsames Ziel“ in der „Welt“ vom 1./2. Mai 1956 — schreibt die bekannte Wirtschaftspublizistin Ilse Elsner:

„Die industrielle Wirtschaft bedarf der Spannung. Vielleicht ist es der Sinn des 1. Mai, uns über alle Proklamationen und Parolen heraus daran zu erinnern. Sie braucht die treibenden Kräfte, wie sie die retardierenden zum Atemschöpfen braucht. Sie bedarf der Reibung und des Widerstandes, weil an ihnen Einfallsreichtum und Kraft wachsen. Wer ausweichen will, muß Ideen haben. In diesem Klima des Bedrängens, Hemmens und schrittweisen Eroberns ist, im Ganzen gesehen, der technische Fortschritt vortrefflich gefahren: es ist nicht einmal gut, wenn man zu viel von Partnerschaft spricht und die Kraft der Gegensätze unterschätzt.“

Man „braucht im übrigen nur an seinen Betrieb zu denken. Da gibt es Gegensätze genug und zuweilen auch harten Streit. Kein Füllhorn verschwenderischer Wohltaten hatte sich je über die Belegschaft ausgegossen. Sie hatte immer fordern müssen; es war schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen. Aber dennoch — wenn man es rückblickend übersah — schlecht gefahren waren sie allesamt nicht dabei.“

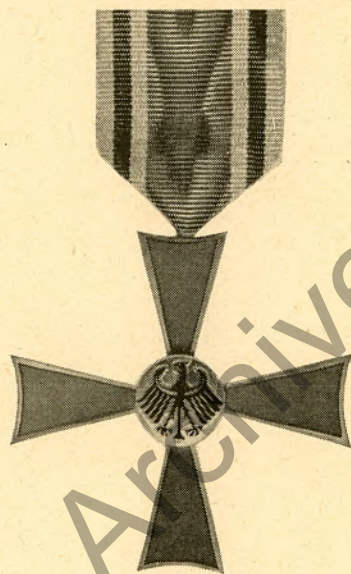
Aus dem Werk — für das Werk

Das sind gute Worte, die sich an die eine und die andere Seite richten. Sie geben eine Auffassung wieder, wie wir sie in den Jahren des Bestehens unserer Werkzeitschrift vertreten haben. Und weshalb haben wir sie vertreten? Weil wir eine Werk-Zeitschrift sein wollen: eine Zeitschrift, die aus dem Werk für das Werk geschrieben wird. Das „Werk“ aber ist nicht nur das Kapital, das in den Anlagen steckt, das sind nicht nur die Anteilseigner, die ihr Geld in dem Werk arbeiten lassen und selbstverständlich eine angemessene Rendite, Verzinsung = Dividende erwarten — das Werk sind auch 14 000 Arbeitnehmer aller Gruppierungen: Direktoren und Lehrlinge, Meister und Hilfsarbeiterinnen, Laufburschen und Sekretärinnen, Prokuristen und Handwerker. Wer will sich erheben, zu behaupten, daß alle, die unmittelbar oder mittelbar mit dem Werk verbunden sind, der gleichen Meinung, der gleichen Auffassung wären! Aber tun wir alle nicht allzuoft so, als säßen wir wirklich „alle in einem Boot“, als zögen wir wirklich „alle an einem Strick“?

Alles kann nicht allen gefallen

Wir wissen, daß nicht alle Artikel, die wir in unserer Zeitschrift brachten, allen gefallen haben. Wir haben manchmal ein „heißes Eisen“ angepackt oder bewußt und gewollt zur Diskussion geradezu herausgefordert. Wir haben es durchaus nicht mit denen gehalten, die rosa in Rosa malen oder auch weiß in Weiß, und die so tun, als gäbe es innerhalb des Werkes nur die herzlichste Harmonie. Wenn man deshalb unsere „Westfalenhütte“ und die relativ sehr wenigen Werkzeitschriften, die das gleiche Wollen beseelt, als „militant“ bezeichnet — nun, dann wollen wir bewußt militant sein und bleiben. Wir wollen keine „Gartenlaube“ sein. Wir wollen durch Aufzeigen von Spannungen zu ihrer Verminderung beitragen. Wir wollen dadurch helfen, die zwischenmenschlichen Beziehungen zu bessern und den Arbeitsablauf reibungsloser zu gestalten, damit durch Erreichung einer möglichst hohen Produktivität ein möglichst hoher Lebensstandard für jeden erzielt werden kann. Hier können wir alle an einem Strick ziehen — wenn wir alle es wollen. Dann aber hilft kein Schönfärben oder zaghaftes Verschweigen, dann hilft nur, daß man notfalls das Kind beim richtigen Namen nennt. Und so wollen wir es auch künftig halten und mehr als bisher den aufbauenden offenen Worten Raum geben. Es ist Sache jedes einzelnen, uns hierbei zu unterstützen.

Verdienstkreuz am Bande



Alexander Appelhans
Heinrich Berger
Franz Fripan
Richard Führer
Heinrich Heimann
Franz Mertinkat
Valentin Nowak
Heinrich Schmidt
Josef Schulte

Umgang mit dem Chef

Mit dem Chef gut auskommen heißt mehr, als über seine Witze lachen (was die Höflichkeit gebietet) oder pflichtgetreu arbeiten (was sich von selbst versteht) oder sich bei ihm lieb Kind machen (was der falsche Weg ist). Sich mit dem Chef verstehen heißt, wie die Monatsschrift „Das Beste aus Reader's Digest“ schreibt, am selben Strang ziehen wie er, mit der eigenen Arbeitskraft die seine unterstützen — er profitiert davon soviel wie man selbst. Hier folgen einige Ratschläge, die Männer in leitender Position gegeben haben:

Respektieren Sie seine Autorität. Stellen Sie nie sein Recht in Frage, Ihnen zu sagen, was Sie zu tun haben, oder Kritik zu üben an dem, was Sie getan haben. Das ist die Aufgabe eines Vorgesetzten. Machen Sie Einwendungen geltend, soviel Sie wollen, ehe eine Entscheidung getroffen ist, aber nicht mehr danach.

Sie müssen selbst herausfinden, wie Sie am besten Kontakt mit ihm halten. Bei manchem Chef darf und soll man zwanglos und zu jeder Zeit ins Zimmer kommen; ein anderer wiederum wünscht telefonisch oder schriftlich informiert zu werden. Vor allem müssen Sie wissen, bei welchen Dingen er gefragt sein will und welche Sie selbständig erledigen sollen.

Vergessen Sie nie, daß er auch nur ein Mensch ist — ein Mensch, der Fehler macht und seine Schwächen hat, der seine Liebhabereien und Abneigungen hat und nicht allwissend ist.

Halten Sie ihn auf dem laufenden. Viele würden dies als wichtigste Regel an den Anfang stellen. Um Pläne zu fassen und Entscheidungen zu treffen, ist Ihr Chef auf vollständige, genaue und prompte Informationen angewiesen. Sorgen Sie dafür, daß er sie erhält.

Erfüllen Sie Ihre Pflichten gewissenhaft. Im Grunde ist dies natürlich das A und O, die Voraussetzung dafür, daß er mit Ihnen zufrieden ist. Denn Ihre Erfolge sind seine Erfolge. Und je mehr Sie leisten, desto mehr Freude wird Ihnen die Arbeit machen. Ihre Fähigkeit, zu seinen Erfolgen beizutragen, kann eines Tages dazu führen, daß sich andere den Kopf zerbrechen müssen, wie man mit Ihnen am besten auskommt.

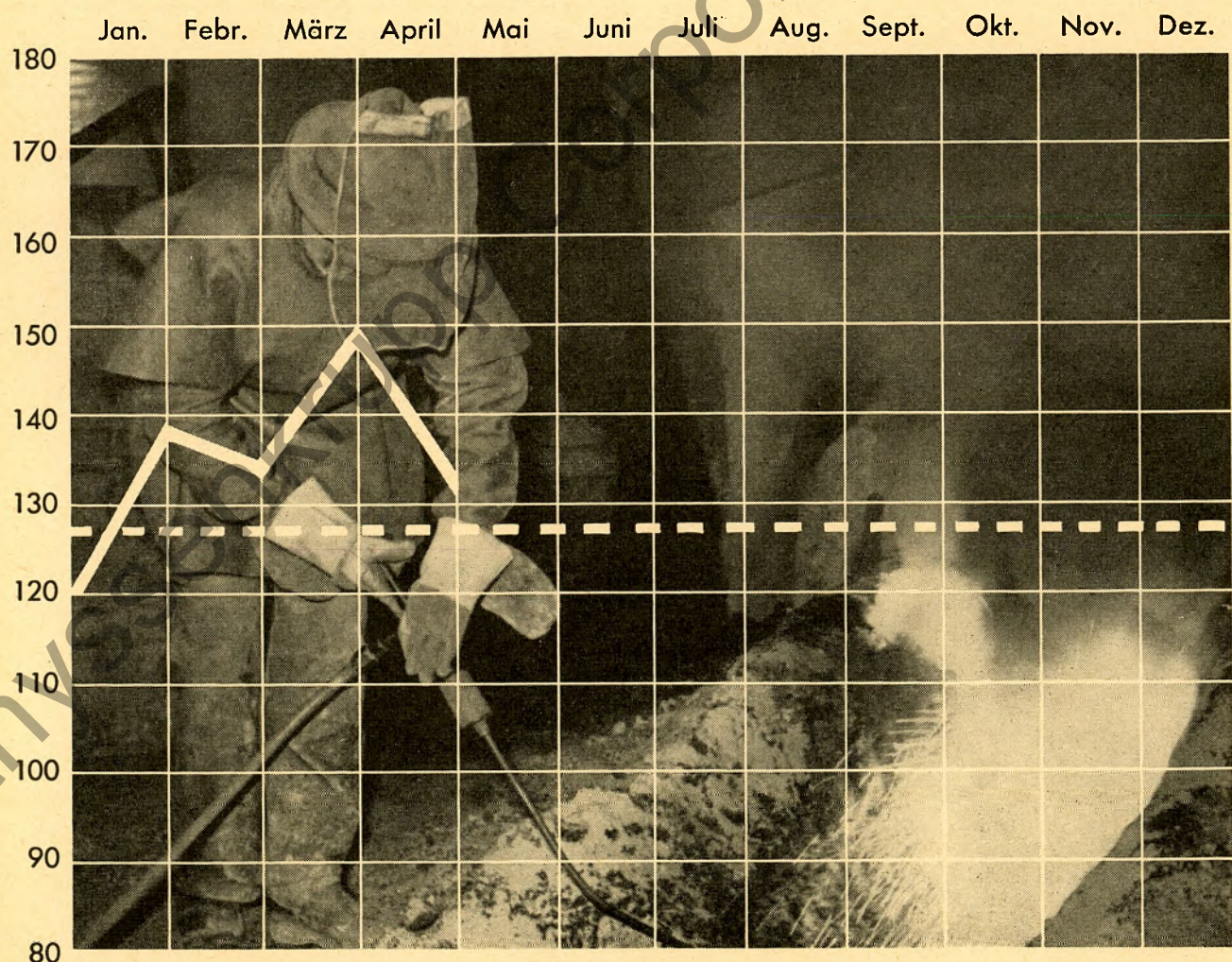
Die Produktivität muß erhöht werden

Ein kurzer Blick in die Anzeigenteile der Zeitungen und Fachzeitschriften, in denen die Stellenangebote immer zahlreicher, die Stellengesuche aber immer spärlicher werden, zeigt bereits eindringlich, wie groß heute schon der Mangel an Arbeitskräften, vor allem an Fachkräften ist, heißt es in dem dieser Tage veröffentlichten Bericht des Rationalisierungs-Kuratoriums der Deutschen Wirtschaft (RKW): „Der Stand der deutschen Rationalisierungsbewegung im Jahr 1955.“ Die deutsche Wirtschaft sieht sich erstmals seit Kriegsende, wie es in dem Bericht weiter heißt, der Tatsache gegenüber, daß die Arbeitskraftreserve, die noch bis vor kurzem für eine Produktionsausdehnung zur Verfügung stand, heute praktisch ausgeschöpft ist.

Allen, das menschliche Kräftepotential der Wirtschaft beschränkenden Faktoren steht die Notwendigkeit gegenüber, die Produktion, das Sozialprodukt und somit den Lebensstandard in der Bundesrepublik weiter zu heben. Dies kann aber nur gelingen, wenn die Produktivität oder, anders ausgedrückt, der Ausstoß je Arbeiterstunde durch bessere und rationellere Arbeitsmethoden erhöht wird. Es kann nicht oft genug betont werden, daß die deutsche Wirtschaft an einem Wendepunkt angelangt ist und die Rationalisierung eine neue, entscheidende Bedeutung erlangt hat. Immerhin konnte das westdeutsche Sozialprodukt bereits von 1951 bis 1954 um rund 60 v. H. angehoben werden, während in der gleichen Zeit die Beschäftigtenzahl um nur 20 v. H. zunahm.

Für die neuen Aufgaben und Ziele des RKW im Rahmen des deutschen Produktivitätsprogramms, für das aus Mitteln der amerikanischen Wirt-

UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG



— Jahresdurchschnitt 1955 = 128 533 t Nachkriegshöchsterzeugung März 1956 = 148 765 t Vorkriegshöchsterzeugung März 1939 = 123 536 t

schaftshilfe 15 Mill. DM zur Verfügung gestellt worden sind, nennt der Bericht zwei Schwerpunkte: 1. die Verbesserung der menschlichen Beziehungen in den Betrieben, 2. die Betriebsberatung sowie 3. die Rationalisierung des Vertriebs mit Förderung der Marktforschung.

Gewerkschaftliches Ja zur Rationalisierung

Die Rationalisierung als volkswirtschaftliche und betriebswirtschaftliche Aufgabe nimmt immer mehr an Bedeutung zu. Es ist begrüßenswert, daß der Bundesvorstand des DGB im Plenarsaal des Landtages von Nordrhein-Westfalen mit einer Kundgebung diese Bedeutung unterstrich und seine eigene Haltung herausstellte.

Der Mißbrauch des Gedankens, den Arbeitsplatz vernünftig — also rationell — zu gestalten, hat lange Zeit Mißtrauen in der Arbeitnehmerschaft erzeugt, das auch heute noch keineswegs ganz überwunden ist, stellte Ludwig Rosenberg zu Beginn seiner Ausführungen fest. Der DGB habe zu der Veranstaltung aus folgenden Gründen eingeladen: Die Kundgebung solle dartun, daß die deutsche Arbeitnehmerschaft sich der Bedeutung der Rationalisierung im Interesse der Wirtschaft und aller in ihr Tätigen voll bewußt sei und daß sie dieses Instrument in allen seinen Teilen und seinen Methoden nur dann in seiner Anwendung fördern werde, wenn es dem Fortschritt und dem Wohle aller dienstbar gemacht wird. Die deutschen Arbeitnehmer würden Rationalisierungsmaßnahmen bejahen, solange und soweit sie dazu dienen, den Produktionsprozeß besser und ertragreicher für alle zu gestalten und mehr Waren mit weniger Arbeitsaufwand für mehr Menschen und zu niedrigeren Preisen zu erzeugen. Da die Wirtschaft Mittel zum Zweck und nicht Selbstzweck sei, ergebe sich daraus, so betonte Rosenberg, daß der Erfolg der Rationalisierung daran gemessen werden müsse, was er dem Menschen bringe. Beim Streben nach technischer Vollkommenheit könne man leicht zu einem Zustand technisch vollendeter Barbarei kommen, der mit der menschlichen Vernunft genausoviel zu tun hat wie der Roboter mit der Seele. Die Gewerkschaften würden alle Rationalisierungsmaßnahmen fördern, solange sie tatsächlich der Ratio, der menschlichen Vernunft, entsprechen.

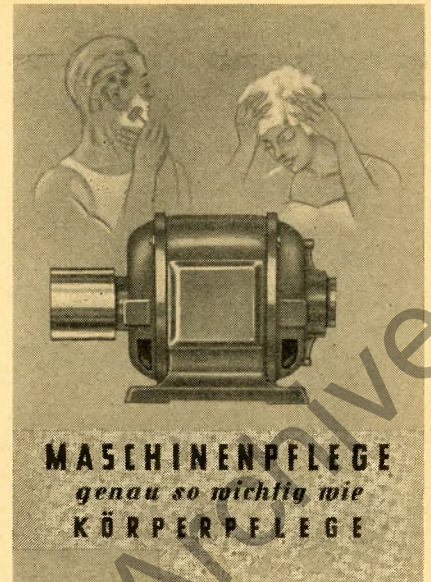
Über die Maßstäbe, nach denen die Gewerkschaften die Rationalisierung beurteilen, sagte Rosenberg, die Rationalisierung müsse dazu dienen, daß der Mensch weniger hart zu arbeiten brauche, daß mehr Güter erzeugt würden, daß diese Güter mehr Menschen als bisher zugänglich würden, daß bessere Güter zu niedrigeren Preisen erhältlich seien, daß durch erhöhte Produktion größerer Umsatz und höherer Lebensstandard geschaffen werde, daß die Werk tätigen teilhätten an dieser rationelleren Produktion durch höhere Reallöhne und -gehälter und durch bessere Arbeitsbedingungen. So bejahen die Gewerkschaften zuerst das Ziel und dann die Methode.

Und was sagt die Börse?

Darüber berichtet die „Commerzbank — Bankverein AG“: Bei lebhafter Geschäftstätigkeit war die Tendenz der westdeutschen Börsen im April überwiegend freundlich, und die Erholung der Kurse setzte sich, mit kurzen Unterbrechungen durch kleine Rückschläge, weiter fort. Es kam hinzu, daß eine gewisse Entspannung des Geldmarktes die Unternehmungslust anregte.

Die freundlichere Haltung der Börse und die leichte Auflockerung der Geldmarktsituation dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Aufnahmefähigkeit des Kapitalmarktes nach wie vor enge Grenzen gesetzt sind, da eine Kapitalbildung durch die überhöhten Steuersätze stark erschwert wird. Ein funktionsfähiger Kapitalmarkt ist aber eine wesentliche Voraussetzung für die Aufrechterhaltung der Konkurrenzfähigkeit unserer Industrie.

Am Montanmarkt war die Geschäftstätigkeit verhältnismäßig gering. Weder die Meldung über die im März erzielte Rekordstahlproduktion von fast 2 Millionen Tonnen noch die zuversichtliche Beurteilung der künftigen Entwicklung, die auch in den neuerdings veröffentlichten Geschäftsberichten zum Ausdruck kam, haben die Kauf tätigkeit anzuregen vermocht. Am Markt der Kohlenwerte haben sich die am 1. April in Kraft getretenen neuen Kohlenpreise kaum ausgewirkt.



Maschinenpflege genauso wichtig wie Körperpflege

Der Mensch muß seinen Körper sauberhalten und gut pflegen, wenn er von ihm verlangt, daß er seine Arbeit ordentlich ausführen soll. Denken wir doch nur einmal daran, welche gesundheitlichen Störungen durch ungepflegte Zähne entstehen können: es treten Schäden ein, die gegenüber der Ursache in keinem Verhältnis stehen. Dasselbe gilt für Arbeitsgeräte und Maschinen, die ohne entsprechende Pflege sind.

Mit dem Werkzeug, den Apparaten und Maschinen, die dem Mitarbeiter zur Verrichtung seiner Arbeit anvertraut werden, wird ihm gleichzeitig eine große Verantwortung in die Hand gedrückt. Jeder sollte sich darüber im klaren sein, daß neben dem oft unersetzlichen Wert dieser Maschinen die einwandfreie Verfassung eine der Voraussetzungen für den reibungslosen Ablauf des Produktionsprozesses ist. Je komplizierter die Werkzeuge und besonders die Apparate und Maschinen werden, um so größer muß die Sorgfalt sein, mit der sie gewartet werden. Nicht selten genügt ein winziges Sandkörnchen, um den gesamten Mechanismus zu stören.

Was aber jedem Mitarbeiter die Maschinenpflege besonders wichtig erscheinen lassen sollte, ist die damit verbundene mögliche Unfallgefahr. Durch die laufende Pflege der Maschinen und Geräte werden schadhafte Stellen oder reparaturbedürftige Teile festgestellt und Unfälle durch Materialfehler dieser Art vermieden.

Es macht sich also bezahlt, die anvertrauten Geräte und Maschinen sauberzuhalten und zu pflegen. Durch ungepflegte Maschinen entstehender Produktionsausfall trifft sowohl das Werk als auch seine Mitarbeiter. Maschinenpflege ist also genauso wichtig wie Körperpflege.

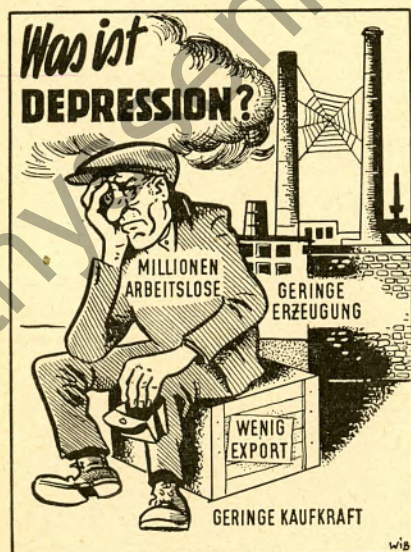


Was ist ein Kollektiv?

Der Ursprung des Wortes ist das lateinische colligere = sammeln. Ein Kollektiv ist eine Zusammenfassung von Menschen — im Gegensatz zu „Kollektion“, der Zusammenfassung von Sachen — zum Zwecke des Zusammenwirkens nach einem übergeordneten Plan. Als politisches Schlagwort meint Kollektiv die gesellschaftliche, nicht nur arbeitsmäßige Zusammenfassung von Menschen auf Kosten der persönlichen Freiheit des einzelnen.

Was ist Depression?

Im wirtschaftlichen Leben kennzeichnet dieser Begriff (der von dem lateinischen deprimere = zusammendrücken abgeleitet ist) einen negativen Zustand: Geringe Produktion, ungenügende Ausfuhr, große Arbeitslosigkeit, geringe Einkünfte und schwache Kaufkraft des Geldes. Wirtschaftsdepressionen können viele Ursachen haben; politische Kampfmaßnahmen des Auslandes oder falsche Wirtschafts- und Finanzpolitik im Inland, z. B. ungenügende Geld- und Kreditversorgung (Deflation).



TECHNIK und PRODUKTION

Die Investitionen in der Kohle- und Stahlindustrie

Die Investitionen in der Kohle- und Stahlindustrie der Länder der Montanunion in den Jahren 1953 bis 1955 schätzt die Hohe Behörde in ihrem Jahresbericht für 1955 auf 3 Milliarden Dollar (12,6 Milliarden DM). Vom 1. September 1955 bis zum 29. Februar 1956 sind der Hohen Behörde weitere 67 Investitionsprogramme für 87 Objekte mit einem Gesamtbetrag von 357 Millionen Dollar (fast 1,5 Milliarden DM) unterbreitet worden. Die Investitionen würden 1956 voraussichtlich einen Betrag von einer Milliarde Dollar (4,2 Milliarden DM) erreichen. Das sind nüchterne Zahlen. Sie sagen jedem einzelnen von uns: Investitionen in unserer Hütte sind zwingend notwendig, um nicht von anderen „überspielt“ zu werden. Von den heutigen Investitionen hängt unser morgiger Arbeitsplatz ab.

Kohle bleibt wichtigste Energiequelle

In seinem Bericht für die nächste Tagung der Kohlenindustrie-Kommission untersuchte das Internationale Arbeitsamt die möglichen Auswirkungen der Entwicklung der Atomenergie auf den Bedarf der Kohle. Es kommt zu der Schlußfolgerung, daß die Kohle auf sehr lange Zeit die wichtigste Energiequelle bleiben werde und daß die Kohlenindustrie ihre Kapazität weiterentwickeln müsse, um die gesteigerte Nachfrage decken zu können. In dem Bericht heißt es weiter, allgemein herrsche Einigkeit darüber, daß die Atomenergie in unmittelbarer Zukunft noch keine quantitative Bedeutung haben werde, sondern in den nächsten Jahrzehnten nur einen Teil des zusätzlichen Energiebedarfs decken könnte. Ein großer Prozentsatz der gesteigerten Energienachfrage müsse aus den traditionellen Quellen befriedigt werden.

Zur Frage der Produktivität sagt der Bericht, der Betriebsertrag habe in allen Kohlenproduzentenländern gesteigert werden können. In den meisten Produzentenländern sei die Zahl der Arbeitskräfte zurückgegangen. Dieser Umstand sei auf den freiwilligen Abgang von Grubenleuten, die von anderen Arbeiten angezogen wurden, und auf Schwierigkeiten bei der Personalanwerbung zurückzuführen.

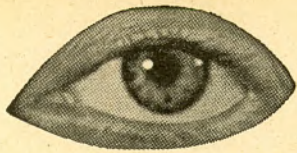
Immer mehr Personenkraftwagen

In Westdeutschland sind im ersten Quartal des Jahres nach Angaben des Verbandes der Automobilindustrie 268 200 Kraftwagen und Straßenzugmaschinen hergestellt worden. Damit wurde das entsprechende Vorjahrsergebnis um 26,7% übertroffen. Von der Gesamtproduktion entfielen 212 211 Einheiten auf Personenkraftwagen und 55 989 Einheiten auf die Gruppe Nutzkraftfahrzeuge (Liefer- und Lastwagen, Kraftomnibusse, Obusse und Straßenzugmaschinen). Damit liegt die Personenkraftwagenproduktion um rund 51 000 Einheiten oder um fast 32% höher als im ersten Vierteljahr 1955, während sich die Produktion der Gruppe Nutzkraftfahrzeuge nur um rund 5500 Einheiten oder 10% erhöht hat.

Ein neuer Motor „frißt“ alles

Einen neuen Versuchswagen, der mit einem „Allesbrenner“-Motor ausgerüstet ist, der nach dem „Freikolbenprinzip“ arbeitet, wurde jetzt von der „General Motors Corporation“ für Testzwecke in Betrieb genommen.

Der Motor, der sowohl oktanisches Benzin als auch Schwer-, Motoren- und sogar auch Erdnußöl verbrennt, bringt über einem nach dem Luftpumpenprinzip arbeitenden Kolben die heißen Verbrennungsgase auf eine Turbine, die die Hinterräder antreibt. Konventionelle Kraftübertragungsteile, wie Kurbel- und Kardanwelle, fehlen bei diesem Modell.



BLICK IN DIE PRESSE

„Soziale Fragen gemeinsam lösen“

Der Präsident der Bundesvereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände, Dr. Paulssen, erklärte in einem Interview zum 1. Mai: Arbeitgeber und Arbeitnehmer sollten die sie gemeinsam berührenden Fragen gemeinsam lösen. Das deutsche Volk habe kein Interesse an sozialen Spannungen, von denen der DGB-Vorsitzende Freitag im DGB-Maiaufruf gesprochen habe. Die Arbeitgeber hätten wiederholt erklärt, daß auch sie die Forderungen der Gewerkschaft auf Verkürzung der Arbeitszeit, Erhöhung der Löhne und Verbesserung der Sozialversicherung für wünschenswert halten. „Es trennt uns in diesen Fragen nichts Grundsätzliches. Verbinden aber sollte uns die gemeinsame Sorge um die Erhaltung der Kaufkraft unseres Geldes, um die Erhaltung der Grundlagen unserer Währung und der Beschäftigungsmöglichkeiten.“ Diese Grundlagen würden gefährdet, wenn die Wünsche der Arbeitnehmer die Grenzen des Wachstums der Gütererzeugung überschreiten. „Wir können nicht gleichzeitig weniger arbeiten, weniger produzieren und mehr verdienen. Mit einer solchen Parole wird keine Volkswirtschaft der Welt fertig. Wir leben nicht vom Geld, sondern von den Gütern, die wir produzieren.“

IG Metall antwortet

Der Vorsitzende der IG Metall, Brenner, antwortete dem Vorsitzenden der Bundesvereinigung der Arbeitgeberverbände, Paulssen, auf dessen Mai-Erklärung. Brenner sagte, gerade das Verhalten der Bundesvereinigung zur Arbeitszeitverkürzung sei eine der Ursachen für die zunehmenden Spannungen. Diese Spannungen würden sich verschärfen, wenn die Arbeitgeber auf dem Standpunkt beharrten, daß die Arbeitszeitverkürzung von einer Zunahme der Produktivität abhängig ist.

(Bremer Nachrichten)

Verschätzt

Auf 35,22 Milliarden DM sind die Steuereinnahmen des Bundes und der Länder im vergangenen Rechnungsjahr angeschwollen. Das waren 3,5 Milliarden DM oder 11,2 v. H. mehr als im Vorjahr — in der Tat ein prall gefüllter Steuersack, der allmählich auch den geduldigsten Steuerzahler mißtraulich machen dürfte.

Es ist nun freilich nicht das erste Mal, daß sich der Bundesfinanzminister — zu seinen Gunsten — verschätzt hat. Er hatte mit einem Zuwachs von 0,4 v. H. gerechnet. Fast könnte man

ihm sogar glauben, daß auch er von der außerordentlich guten Entwicklung unserer Wirtschaft überrascht wurde. So wird denn auch von Schäffer selbst das um 12,7 v. H. angewachsene Sozialprodukt als hauptsächliche Ursache für die Steuerfülle angegeben, in dessen Gefolge u. a. Lohnsteuern, Umsatzsteuern und Verbrauchssteuern mitsteigen mußten. Trotzdem bleibt der Bundesfinanzminister auch weiterhin zurückhaltend. Bei seinen Berechnungen für das laufende Rechnungsjahr geht er nämlich von einem „um mindestens 7 v. H. höheren Sozialprodukt“ aus.

Es ist das Geld der Steuerzahler — zu meist sauer verdientes Geld —, das sich bei den Haushaltsüberschüssen im Juliusturm anhäuft. Es ist höchste Zeit, daß dieser Turm nicht weiter in den Himmel wächst. Das scheint auch Schäffer einzusehen, der neuerdings bereit ist, den Steuerzahlern 1,7 Milliarden DM zu streichen. Das wäre die Hälfte der Mehreinnahmen aus dem Vorjahr.

Aber der Steuerstreit ist noch nicht beendet. Die Steuerzahler haben noch viel Zeit für die Überlegung, wie sie einen Teil ihres Geldes, der heute auf Eis gelegt wird, später sinnvoller anlegen können. Schäffer hat nämlich eine Elefantenhaut.

(Ruhr-Nachrichten)

Nicht eingeplant

Planen ist wichtig, weil es ohne Plan keine Ordnung gibt. Aber wir planen zu viel, und das ist eine Krankheit der Zeit. Kürzlich kam auf einer Tagung wieder einmal die Diktatur des Terminkalenders zur Sprache. Jemand schlug vor, man solle monatlich einen Nachmittag für die Familie vormerken, sonst komme sie überhaupt nicht zu ihrem Recht. Die einen fanden den Gedanken herzlos. Die anderen fanden ihn noch recht vernünftig. Besser ein Familienleben, das der Terminkalender bestimmt, so sagten sie, als gar keins.

Daß die ganze Diskussion grotesk ist, wird kaum bestritten. Das Leben wird verschluckt von dem Plan. Und dabei geht das Beste verloren. Denn das Beste ist gerade das Unerwartete, das, was alle Pläne über den Haufen wirft. Ohne das Unerwartete wird das Leben langweilig und unfruchtbar.

Die Zeit hat ihr eigenes Gesetz, sie läßt sich nicht vergewaltigen, und nicht alle Stunden, die der Terminkalender im voraus plant, halten das, was wir uns von ihnen versprechen. Manchmal ist das, was sie ungeplant bereithalten, etwas viel Besseres. Aber das Bessere lassen wir fast nur widerwillig geschehen. Denn wir halten uns an unseren Plan. Wir sind verliebt in den Plan und unterbinden alles, was nicht in dem Plan vorgesehen ist. Im Plattdeutschen gibt es ein schönes Wort: „Wat kömmt, dat gält“ (Was kommt, das gilt). Könnten wir es uns zu eigen machen?!

(Phoenix-Rundschau)

Marx ändert den Menschen nicht

Es habe sich erwiesen, daß die Theorie von Karl Marx, die Änderung der

Eigentumsverhältnisse führe automatisch eine sittliche Änderung des Menschen herbei, nicht zutreffe. Aber auch die Kleinaktie und die volle wirtschaftliche Mitverantwortung könnten die Probleme nicht lösen, auf die Marx zu antworten versucht habe. Selbst im gutfunktionierenden modernen Betrieb könne der Mensch „selbst entfremdet“ dahinleben. Diese Feststellung traf in einer Veranstaltung des Kölner DGB-Ortsausschusses der Leiter des Sozialamtes der evangelischen Kirche in Westfalen, Klaus von Bismarck. Es gehe darum, den Menschen zu sehen und ihn auf seine menschliche Verantwortung im ganzen, im Betrieb sowohl als auch außerhalb des Betriebes, hinzuleiten. In evangelischer Sicht müsse der menschlichen Solidarität der Vorrang vor der Loyalität dem Betrieb gegenüber eingeräumt werden, die Bismarck im gesunden Maße bejahte. Das Mißvergnügen, dem man heute weithin begegne, rühre entscheidend davon her, daß der Mensch in den letzten 150 Jahren zwar immer unabhängiger von den Naturgewalten, dafür aber immer abhängiger vom Menschen geworden sei, von der Bevölkerungszunahme wie auch von der technischen Entwicklung her. Mit einem Hinweis darauf, daß im gewerkschaftlichen Raum selbst noch Spannungen um den Begriff der Solidarität bestünden, verband von Bismarck die Feststellung, man würde es von evangelischer Seite begrüßen, wenn die Industriegewerkschaften zu einer Abstimmung des Lohnniveaus kämen, damit einzelgewerkschaftliche Aktionen ausgeschlossen würden, die das gesamte Lohn-Preis-Gefüge in ihren Sog hineinrissen.

(Kölnische Rundschau)

Arbeitsdisziplin in der Sowjetzone

Auf die „Wahrung der Arbeitsdisziplin“ wird in den volkseigenen Betrieben sehr großer Wert gelegt. In der „Verordnung über die Rechte und Pflichten der Meister in den volkseigenen und ihnen gleichgestellten Betrieben und über die Erhöhung ihrer Gehälter“ vom 28. Juni 1952 wurde das Vorgesetztenverhältnis im Betrieb militärischen Verhältnissen angepaßt. „Wie der Meister etwa die Stellung eines Feldwebels hat, so soll der Brigadier der Unteroffizier im Betrieb sein“, schreibt Leutwein. Die Arbeitsdisziplin wurde weiter verschärft durch die Einführung des Dispatcherdienstes in der volkseigenen Industrie durch einen Beschluß der Sowjetzonenregierung vom 16. April 1953 (GBI. S. 577/1953). Die „Dispatcher“ haben die Aufgabe, sämtliche Werksangehörigen vom Direktor bis zum letzten Lehrling hinsichtlich ihrer Tätigkeit beim Produktionsablauf zu beobachten. Sie können über den Kopf des Direktors hinweg mit den Ministerien und Staatssekretariaten verhandeln. Daß die „Dispatcher“ im Dienste des Staatssicherheitsdienstes stehen, ist ein offenes Geheimnis.

(Arbeit und Sozialpolitik)

Kinder-Belastung oder Segen?

Bundesfamilienminister Dr. Würmeling forderte in einer Denkschrift, daß das Kindergeld schon vom zweiten Kind an gezahlt werde, und die steuerlichen Vergünstigungen sollen vom dritten auf das zweite Kind ausgedehnt werden. Sein nächstes Ziel sei, der Familie ein Drittel der Erziehungskosten abzunehmen. In späteren Jahren soll zu einer 50prozentigen Erstattung der Erziehungskosten übergegangen werden.

Zur Begründung wies der Minister darauf hin, daß 80 Prozent der Beschäftigten einen Leistungslohn erhielten, so daß Kinder eine wirtschaftliche Belastung der Familien darstellten. Eine Arbeiterfamilie mit fünf minderjährigen Kindern erhält neben dem Lohn des Ernährers eine monatliche Barleistung in:

Frankreich:	493,— DM
Kanada:	170,— DM
Osterreich:	158,— DM
Italien:	150,— DM
Großbritannien:	82,— DM
Bundesrepublik:	75,— DM

Die schwierige Lage der Familie habe dazu geführt, daß die Bundesrepublik mit 15,5 Geburten auf 1000 Einwohner den niedrigsten Geburtenstand unter den westlichen Völkern habe. So habe z. B. eine Geburtenziffer:

Chile mit	36,1
Kanada mit	27,1
USA mit	24,7
Niederlande mit	21,8
Frankreich mit	18,8

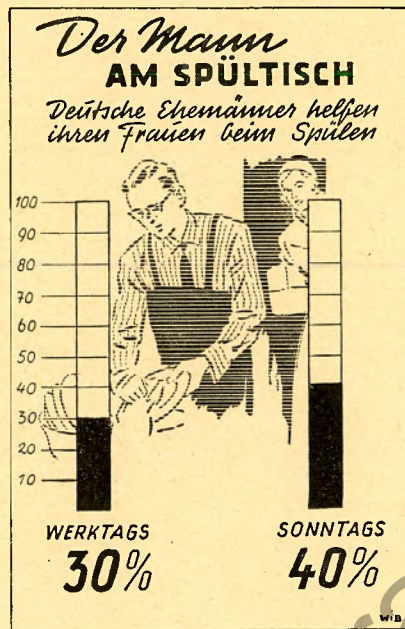


Schwer zu zeichnen

In einer Klasse von Achtjährigen sollten die Kinder zeichnen, was sie später einmal werden wollten. Als sie die Zeichnungen ablieferten, gab es da Krankenschwestern, Weltraumpiloten, Feuerwehrmänner. Ein Mädchen gab ihr Blatt leer ab. „Weißt du denn nicht, was du einmal werden willst?“ fragte die Lehrerin. „Doch“, sagte die Kleine. „Ich will heiraten. Aber ich weiß nicht, wie man das zeichnet.“

Aus: DAS BESTE AUS READER'S DIGEST

Das interessiert die Frau



Sie sind keine „Waschlappen“

Wie leichtfertig werden mitunter Männer als „Waschlappen“ bezeichnet, wenn sie von einem Freund zu Hause am Spültisch angetroffen werden. Dabei heißt es auf der anderen Seite, daß Männer z. B. die Kochkunst viel besser beherrschen als Frauen. Und es muß wohl etwas Wahres daran sein. Die Tatsache, daß jeder Küchenbetrieb von Rang und Namen einen Chefkoch — also einen Mann — als Leiter hat, beweist dies. Köche sind von Königen und Fürsten mit den höchsten Auszeichnungen bedacht worden. Und niemand wäre auch nur auf die Idee gekommen, sie für „Waschlappen“ zu halten, nur weil sie „eine ihrer männlichen Würde ent-

gegengerichtete Arbeit“, nämlich Hausfrauenarbeit, verrichten.

Sicher gibt es auch Pantoffelhelden, von deren Trottelhaftigkeit die Witzblätter leben. Aber interessanterweise findet man gerade Pantoffelhelden selten oder nie am Spültisch. Sie gleichen ihren Minderwertigkeitskomplex durch laute Reden am Stammtisch oder im Gesangsverein aus. Dabei zeigt sich wahre Männlichkeit nicht im Diskutieren, sondern im Zupacken, beispielsweise im Verhalten des Mannes seiner Frau gegenüber. Seine Ritterlichkeit unterscheidet einen edel denkenden, hilfsbereiten Mann von einem Waschlappen. Und seine Ritterlichkeit ist der Maßstab, mit dem man feststellen kann, ob die Ehe, die er führt, gut ist.

Es ist daher ein erfreuliches Zeichen, daß sich nicht nur in Amerika, wo heute mehr als 80 Prozent aller Männer ihren Frauen bei der Arbeit helfen, sondern auch bei uns der Mann, gemessen an den Verhältnissen um die Jahrhundertwende, immer stärker zu dem bereit findet, was seine Ritterlichkeit im eigentlichen Sinne ausmacht. So beteiligen sich nach einer Umfrage bei Hunderten von Hausfrauen in der gesamten Bundesrepublik 30 Prozent aller Ehemänner werktags an der Hausarbeit, sonntags sogar 42 Prozent.

Mehr Frauen im Berufsleben

Die Zahl der berufstätigen Frauen nimmt ständig zu. Nach einer vom Deutschen Industrieminister veröffentlichten Berechnung, die auf Ermittlungen des Internationalen Arbeitsamtes beruht, hat gegenwärtig Österreich mit 39,3 Prozent die größte Quote der Frauenbeschäftigung. An zweiter Stelle steht Frankreich mit 34,8 Prozent, an dritter Stelle die Bundesrepublik mit 33,1 Prozent (Stand vom 31. März 1955). Es folgen Großbritannien mit 30,8, Schweden mit 26,4 und Italien mit 25,4 Prozent. In den Niederlanden und in Belgien erreicht der Anteil der arbeitenden Frauen nicht ganz ein Viertel der Arbeitnehmer, in Spanien sogar weniger als ein Sechstel. Von den überseeischen Ländern stehen die USA mit 27,5 Prozent vor Australien mit 23,4 Prozent und Kanada mit 22,1 Prozent an der Spitze.



Unser Briefkasten

Was soll mir schon passieren?

Die große Maschinenhalle war vom Arbeitsrhythmus der Maschinen erfüllt. Über den Köpfen aller hinweg fuhr Gustav den 30-Tonnen-Kran. Für ihn war heute ein besonderer Tag; sein letzter Tag als Junggeselle. Er hatte schon einige Male auf seine Uhr gesehen, weil gleich die Frühstückspause sein mußte. Wenige Augenblicke vor der Zeit verließ er den Führersitz des Kranes und kletterte nach unten. Mittelpunkt der Frühstückspause war natürlich Gustav. Mit witzigen Bemerkungen und anzüglichen Sticheleien wurde auf den morgigen Hochzeitstag angespielt. Gustav, bekannt als vorlaut und etwas überheblich, fuhr mit seinem lauten Organ allen übermütig über den Mund. Am Ende der Pause sagte einer zu ihm: „Gustav, trotzdem paß aber gut auf, daß dir am letzten Junggesellentag nicht noch etwas zustößt.“ Lachend wendet Gustav sich um: „Unsinn, was soll mir schon passieren?“ Einen Gassenhauer vor sich herpfend, begab er sich zu seinem erhöhten Arbeitsplatz. Da im Augenblick keine Fahrt zu machen war, verließ er den Führerkorb, um den Kran zu schmieren. Ohne sich um die Bedienungsvorschriften zu kümmern, ging er an die Arbeit. Mit den Gedanken war Gustav schon bei dem stattfindenden Polterabend und über sah dabei, daß er sich in der Nähe der Stromschienen befand. Als Gustav einen Schritt rückwärts ging, rutschte er über eine ölige Stelle aus und griff unbewußt mit den Händen nach den unter Spannung stehenden Stromschienen.

Ein unter dem Kran arbeitender Dreher hatte zufällig den Vorfall beobachtet und geistesgegenwärtig den Hebel des Hauptstromschalters der ganz in der Nähe befindlichen elektrischen Verteilerstelle heruntergerissen. Einige beherzte Kollegen befreiten Gustav sofort aus seiner unglücklichen Lage. Schwere äußere Verbrennungen und innere Verletzungen waren die Folge. In der folgenden Zeit seines Krankenhausaufenthaltes wurde es Gustav erst richtig klar, in welcher Gefahr er sich befunden hatte. Die Schwere der Unfallkrankheit läßt ihn zu einem anderen Menschen werden. Als kurze Zeit später seine Hochzeit stattfindet, ermahnt ihn seine junge Frau: „Arbeite nie an deinem Kran — ohne die Stromzufuhr abzuschalten.“

Otto Hoffmann

Frau Klara S.

Es ist durchaus verständlich — und es ist bei Ehefrauen nicht ungewöhnlich — daß Sie sich „um die Dinge kümmern“. — Verschiedentlich lehnen die Versicherungsämter Anträge auf Ruhegeld aus der Angestelltenversicherung ab, mit der Begründung, ein solcher Antrag könne erst gestellt werden, wenn die Entlassung des Antragstellers tatsächlich erfolgt sei und sämtlich Unterlagen vollständig vorgelegt werden. Diese Begründung ist nicht gerechtfertigt, sie schädigt auch die Antragsteller, denn bis zur Gewährung einer laufenden Rente vergehen oft viele Monate, so daß nicht selten das Wohlfahrtsamt mit einer Bevorschussung der Rente einspringen muß. Die Versicherungsämter oder die zuständige Ortsbehörde sind gehalten, solche Anträge bereits drei Monate vor dem Ausscheiden aus dem Arbeitsprozeß entgegenzunehmen, auch dann, wenn noch nicht alle notwendigen Unterlagen beigebracht werden können. Was im Augenblick der Antragstellung fehlt, kann nachgereicht werden. Die Bundesversicherungsanstalt für Angestellte in Berlin-Wilmersdorf hat sich damit einverstanden erklärt, daß Anträge auf Altersruhegeld bereits drei Monate vor Vollendung des 65. Lebensjahres gestellt werden können. Sie hofft, in dieser Zeit den Bescheid erteilt zu haben.

Frau Friedel S.

Sie haben keinerlei Aussicht, denn ein Anspruch auf Hinterbliebenenrente ist nicht gegeben, wenn die Schädigung vor der Eheschließung erfolgt ist und die Ehe nicht ein Jahr gedauert hat. So entschied das Landessozialgericht über einen Fall, in dem die Klägerin erklärte, daß sie mit dem Verstorbenen drei Jahre vor seinem Tode zusammen gelebt habe und mit ihm in dieser Zeit verlobt gewesen sei; es habe, so sagte sie, ein eheähnliches Verhältnis bestanden. Die Eheschließung sei aus besonderen Gründen verzögert worden und habe dann nur noch kurzfristig

bestanden. Die Klägerin stützte ihren Anspruch ebenso, wie Sie es tun, auf die Kann-Vorschrift: Hinterbliebenenrente „kann“ ohne Rücksicht auf die Erfüllung der sonst notwendigen Voraussetzungen gewährt werden, wenn besondere Umstände vorliegen. Das Sozialgericht stellt fest, daß der Gesetzgeber Hinterbliebenenrente nur Witwen aus rechtsgültigen Ehen zuerkennt und bei Fehlen bestimmter sonstiger Tatbestandsmerkmale nur solchen Ehen von bestimmter Dauer, d. h. mindestens von einem Jahr. Das trifft nach Ihren Darlegungen auch bei Ihnen nicht zu.

Frau Hedwig R.

Ich möchte meiner Tochter zum 18. Geburtstag einen Fotoapparat schenken und schwanke zwischen einer Kleinbild- und einer Klappkamera. Was ist besser?

Die Frage läßt sich nicht ohne weiteres beantworten — es kommt ganz auf den Verwendungszweck an. Ganz allgemein ist zu sagen, daß die Kleinbildkamera den Vorteil hat, kleiner und oft auch leichter zu sein, als eine Kamera größeren Formats, daß sie ferner im Betrieb verhältnismäßig billig ist (wegen der geringeren Filmmaterialkosten) und daß sie sich aus beiden Gründen besonders gut zu Schnappschüssen eignet. Andererseits ist zu bedenken, daß das Kleinbild kaum im Originalformat ins Album geheftet werden kann, sondern vergrößert werden muß, was den Betrieb wiederum umständlicher macht und verteuert.

L. B., Hofhofen

Ich habe im vorigen Winter vergebens versucht, Aufnahmen zu machen, auf denen treibender Schnee gut herauskam. Wie macht man das?

Die Belichtungszeit muß der Fallgeschwindigkeit der Schneeflocken anpaß sein; die Entfernungseinstellung bzw. Abblendung wird so gewählt, daß einzelne Flocken zwar nicht gestochen scharf, aber auch nicht unscharf auf dem Bild erscheinen können. Darauf nämlich beruht die Wirkung.

W. W., Verwaltung

Ich möchte gern bei meinem nächsten Urlaub auch Farbfotos machen. Was ist mehr zu empfehlen, Negativfilm oder der teurere Umkehrfilm?

Zunächst einmal: Umkehrfilm ist nicht an sich teurer, sondern bei dem handelsüblichen Film ist Entwicklung einschließlich Rückporto im Preis eingegriffen. Sonst aber müssen Sie sich darüber klar sein, ob Sie Ihre Farbbilder nur in der Durchsicht (evtl. mit Projektionsapparat) betrachten wollen oder ob Sie Wert darauf legen, farbige Papierbilder in Ihr Album einzuheften. Im ersteren Fall ist Umkehrfilm zu empfehlen, im letzteren ist Negativfilm unbedingt nötig. Beim Negativfilm besteht außerdem der Vorteil, daß Sie mehrere Kopien vom Original anfertigen lassen können, was beim Umkehrfilm einige Schwierigkeiten macht.



Das Buch

an den
Leser bringen



In der Franz-Zimmer-Siedlung in Kirchderne machte die Werkbücherei einen weiteren Versuch, mit dem Buch möglichst nahe zum Leser zu kommen. Die Bewohner dieser wie auch der Springorum-Siedlung sind weitgehend Mitarbeiter und Pensionäre des Werkes mit ihren Familien, so daß die Errichtung einer Zweigstelle gerechtfertigt schien, zumal wenn man an die schlechten Verbindungen zur Innenstadt denkt. Nach mancherlei Schwierigkeiten konnten wir zur Verwirklichung unserer Pläne in der neuen Schule draußen einen Raum bekommen. Vorläufig — mindestens bis zur Errichtung etwa eines Gemeinschaftshauses — ist die Schule der kulturelle Mittelpunkt der Siedlung, deshalb sahen wir hier die besten Ansatzmöglichkeiten. Die Überlegung erwies sich als richtig: die Kinder sind die eifrigsten Benutzer der Freihandbücherei, sie bringen die Bücher mit nach Hause und regen dadurch die Eltern zum Lesen an. Da wir bei Erwachsenen nur unsere Mitarbeiter und deren Frauen als Leser zulassen, haben wir aber auch schon manche Absage geben müssen.

Die Schulleitung in Kirchderne hat die Errichtung unserer Zweigstelle besonders begrüßt; sie baut die Bücherei beinahe planmäßig in ihre moderne Erziehungsarbeit ein. In kleinen Arbeitsgruppen — ohne an die übliche Klasseneinteilung gebunden zu sein — erarbeiten die Kinder den

geistigen, geschichtlichen und erdkundlichen Raum nicht nur ihrer engeren Heimat, sondern des ganzen zweigeteilten Deutschland und Teile der großen Welt. Es ist selbstverständlich, daß das ohne das Buch nicht möglich ist und daß dazu auch der noch kleine Bestand der Zweigstelle nicht ausreicht. In diesen Fällen springt unsere Hauptstelle sehr gern helfend ein.

Es ist eine Freude, den vielen Wünschen nachzugehen und gerecht werden zu können. Vorläufig haben wir zweimal wöchentlich je drei Stunden Ausleihe angesetzt. Im kommenden Winter werden wir voraussichtlich noch einen weiteren Tag vorsehen müssen. Bis Ende April, d. h. seit dreiviertel Jahren, haben wir insgesamt 6319 Bücher ausgeliehen, davon 4235 an Kinder. Bei Erwachsenen sind außer Romanen, Reise- und Lebensbeschreibungen Bücher über Wohnraumgestaltung und Gartenarbeit am begehrtesten. Bei den Kindern sind es die Zwölf- und Dreizehnjährigen, die am liebsten lesen; sie haben fast die Hälfte aller Jugendbücher ausgeliehen.

Natürlich ist noch viel Interessantes aus der Statistik herauszulesen über die Wechselwirkung von Schularbeit und Ausleihe, aber dazu wird sicher später einmal, wenn wir die Dinge noch besser übersehen, Gelegenheit sein.

— Walter —



Zu den Bildern: In diesem geschmackvoll eingerichteten Raum befindet sich die Zweigstelle unserer Werkbücherei in der neuen Kirchderner Schule

ICH SCHRIEB AN MEINE MUTTER

So nimm die einfach schlichte Gabe hin,
Von einfach ungeschmücktem Wort getragen,
Und meine ganze Seele nimm darin,
Wo man am meisten fühlt,
Weiß man nicht viel zu sagen!

Annette von Droste-Hülshoff

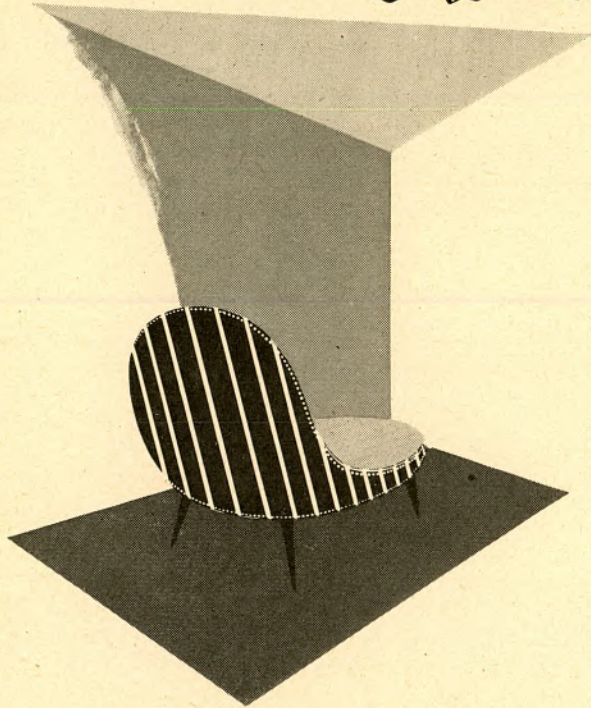


„Mutter“, von Käthe Kollwitz

Viele Menschengedanken gingen zum Muttertag den gleichen Weg. Ich dachte an Dich, liebe Mutter, und sah Deine Liebe und Güte, die immer um mich waren wie ein wohnliches Haus. Als ich noch klein und hilflos war, legtest Du die Grundsteine dazu. Man nannte sie: für mich sorgen — mich pflegen. Später bekamen sie dann einen anderen Namen: mich geleiten und führen — das für mich Wünschen — auch das Bestrafen, das Dir oft Schmerzen bereitete. Als ich dann erwachsen wurde, trugst Du manchmal Angst und Sorge im Herzen, und oft kamst Du sogar behutsam bittend, wenn ich unverständlich und querköpfig war. Du baust auch heute noch das warme Haus um mich. Manchmal, wenn ich in der Hast des Alltags gar nicht an Dich denke, erinnert mich ein Gruß von Dir daran, und es ist, als ständest Du neben mir. Dann habe ich plötzlich wie ein Kind Sehnsucht, in Deine Arme zu laufen, um mich auszuruhen, und in mir ist Dankbarkeit, daß ich Dich noch habe. Ach, könntest Du wenigstens in dem Augenblick meine Gedanken lesen, denn was ich auch immer tue, ich kann Dir die Liebe und Güte nicht vergelten. Ich vermag es auch nicht in Worte zu fassen, was ich Dir voll Dankbarkeit sagen will, aber Du wirst mich auch so verstehen, weil Du meine Mutter bist.

AUSSTELLUNG

Wohne und lebe Zeitgemäß



Die meiste Zeit unseres Lebens verbringen wir an unserem Arbeitsplatz und in unseren vier Wänden. Rationalisierung und zweckmäßige Organisation des technologischen Prozesses werden im Betrieb schon seit Jahren ganz groß geschrieben. Wir werken mit und an modernen, zum Teil schon automatischen Maschinen. Auch arbeiten wir nicht mehr in dunklen, muffigen und engen Buden, sondern in Räumen, die hygienisch, hell und luftig sind.

Wie sieht es aber in unseren Wohnungen aus?

Die meisten Arbeiterfamilien haben höchstens drei Räume zur Verfügung. Die Wohnung besteht bestenfalls aus einem Schlafzimmer, einem Wohnzimmer und einer Küche. Wer ganz großes Glück hat, besitzt ein Bad und eine kleine Diele.

Aber wie haben wir unsere Räume eingerichtet und wie wohnen wir in ihnen?

Niemand wagt sich heute in einem Anzug oder Kostüm von Anno dunnemals über die Straße, und kein Kollege würde auf den Gedanken kommen, zu einer Texasjacke eine steife Melone aufzusetzen. Aber in unserer Wohnküche stellen wir ohne Bedenken ein modernes Fernsehgerät oder eine stilreine Musiktruhe neben ein Küchenbüfett im Stile des sogenannten „Gelsenkirchener Barock“. Über Geschmack läßt sich zwar nicht streiten, aber in einer Umgebung, die dem Zeitgeschmack widerspricht, wird sich auf die Dauer kein Mensch wohl fühlen.

Das Wohnzimmer wird allgemein nur sonntags benutzt oder wenn Besuch kommt. Das Schlafzimmer ist selbstverständlich nur zum Schlafen da. Bleibt noch die Küche. Eigentlich soll sie die Werkstatt der Hausfrau sein, in Wirklichkeit jedoch spielt sich hier das Leben der ganzen Familie ab.

Hier wird gekocht und gewaschen. Hier machen die Kinder ihre Schularbeiten. In der Küche sitzt Mutter und näht, stopft und flickt — und erübrigt sie mal eine Viertelstunde freie Zeit, dann setzt sie sich an den Küchentisch und schaut in die Zeitung. Ja, und kommt Vater abends von der Arbeit nach Hause, dann ißt er selbstverständlich in der Küche. Wenn er nach dem Essen seine Zeitung lesen will, wo macht er es sich bequem? Natürlich auf der Couch hinter dem Küchentisch! Und wenn ein solches Möbel fehlt, leistet ein harter Küchenstuhl Ersatz. Wieviel Ärger hat es schon gegeben, wenn Vater seine Zeitung in Ruhe lesen wollte und dabei seine müden Beine so lang wie möglich von sich streckte? Stolperte nicht die ganze Familie darüber?

Hand aufs Herz: Leben die meisten von uns nicht wirklich so bei sich zu Hause?

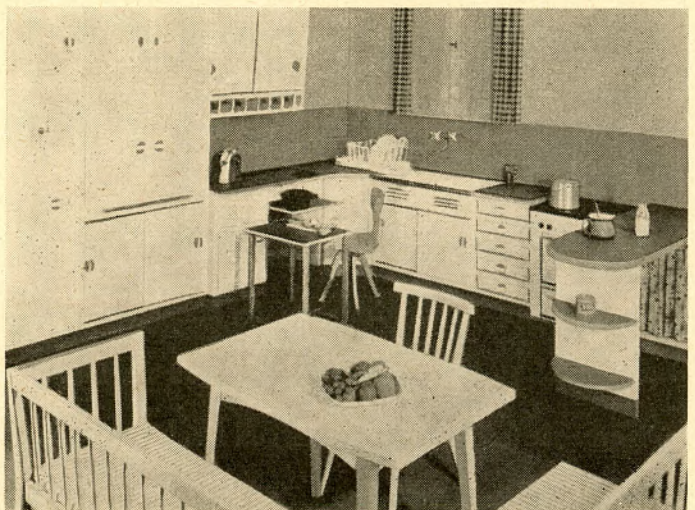
Dabei wollen wir alle modern sein und bemühen uns, mit dem Fortschritt der Zeit tüchtig Schritt zu halten. Auf vielen Gebieten des Lebens gelingt es uns. Nur in unserer Wohnung leben wir noch genauso altmodisch wie zu Vaters, Großvaters und Urgroßvaters Zeiten.

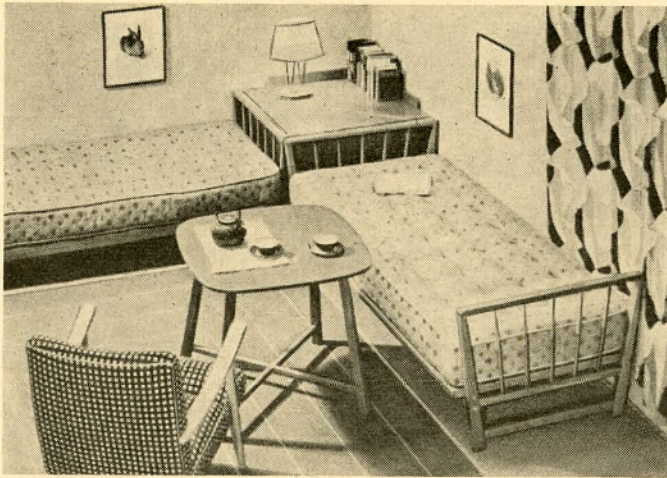
Dabei gibt es viele Möglichkeiten, unsere Wohnung modern und zweckmäßig einzurichten und den zur Verfügung stehenden Wohnraum sinnvoll auszunutzen. Wie man das machen kann, will die Ausstellung „Wohne und lebe zeitgemäß“ zeigen, die vom 25. Mai bis zum 3. Juni in der „Westfalenhalle“ stattfindet. Unter der Schirmherrschaft des Dortmunder Oberbürgermeisters Keuning stellen 170 namhafte Firmen alles aus, was zur zweckmäßigen und neuzeitlichen Einrichtung einer Wohnung gehört.

Die Ausstellung ist so vielseitig und interessant, daß sogar „ältere Ehemänner und Familienväter“ noch etwas lernen können. Da wird eine automatische Küche gezeigt, die der Hausfrau in Zukunft alle schweren körperlichen Arbeiten abnimmt. Beim Anblick dieser modernen Heinzelmannchen wird wohl manche geplagte Hausfrau voller Kummer an ihre alte, unpraktisch eingerichtete Küche denken.

Natürlich muß es nicht gleich eine automatische Küche sein, die wir uns als nächstes anschaffen.

Praktisch eingerichtete Küche, die noch Raum für eine gemütliche Sitzzecke läßt





Kombiniertes Wohn-Schlafzimmer

Aber wie wäre es mit einem der praktischen automatischen Gas- oder Elektroherde? Ein neuer Herd ist Goldes wert. Darum sollte jeder einmal überlegen, ob der Herd in seiner Küche nicht auch schon länger als 25 Jahre in Betrieb ist. Rund 31 Prozent aller Herde und 26 Prozent aller Öfen in den deutschen Haushaltungen sind überaltert und unwirtschaftlich. Wer einen dieser altmodischen Herde schon einmal auf „Hochglanz“ blankgewienert hat, der weiß, daß nicht „Herdweiß“, sondern „Stirnschweiß“ die Herdplatte zum Glänzen bringt.

Denken wir überhaupt einmal an unsere Hausfrauen! Wie oft ärgern wir uns, wenn wir von der Arbeit kommen und Mutter noch immer nicht fertig ist. Da gibt es dann die unverständige Frage: „Was machst du denn den ganzen Tag?“ Was Mutter an Arbeit leistet, haben kluge Männer genau ausgerechnet. Eine Hausfrau, die ein Hemd bügelt, verbraucht pro Minute zweimal soviel Energie wie ein Anstreicher, der eine Zimmerdecke weißt. Und eine Hausfrau, die nur das Geschirr in den Küchenschrank einräumt, muß genausoviel Kraft aufwenden wie ein Mann, der Holz sägt. Unsere Frauen haben gar keine Zeit, den Tag über auf der faulen Haut zu liegen. Sie müssen sich sehr dranhaltten, um ihr Arbeitspensum zu erledigen. Wie auch im Haushalt die Arbeit erleichtert werden kann, das eben wird in der Ausstellung gezeigt.

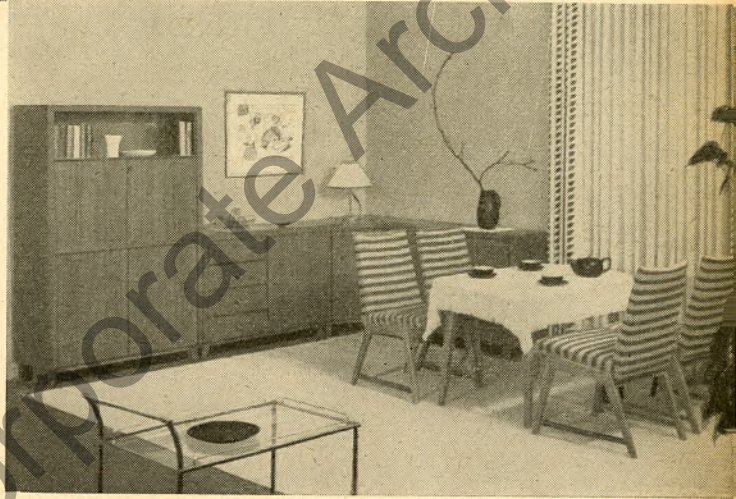
Wenn wir Männer gerecht sein wollen, müßten wir für unsere Frauen die Losung aufstellen: Was für uns ein Moped ist, sei für die Hausfrau eine moderne Haushaltsmaschine!

Vielleicht braucht die eine eine Kartoffel- und Gemüseputzmaschine und die andere eine moderne Waschmaschine oder einen neuen Staubsauger. Diese Anschaffungen lohnen sich. Sie machen nicht nur unseren Frauen das Leben leichter und gewähren auch ihnen mehr Freizeit, sondern sie kommen der ganzen Familie zugute.

Ein breiter Raum ist der Ausstattung unserer Wohnung gewidmet. Die besten Architekten haben sich die Köpfe darüber zerbrochen, wie die Möbel sinn- und zweckvoll gebaut und angeordnet sein müssen, um bequem zu sein und um jeden unnötigen Kraftaufwand zu ersparen. Viele, viele Kilometer muß eine Hausfrau täglich in unseren

altmodischen Wohnungen umherlaufen, um ihre Hausarbeit zu erledigen. Allein durch richtige Anordnung der Möbel kann viel Kraft und Zeit gespart werden. Praktische und vielseitig verwendbare Möbel, die es z. B. gestatten, das sonst tagsüber unbenutzte Schlafzimmer als Wohnraum zu verwenden, bieten reiche Anregungen für zeitgemäßes Wohnen. Moderne Tapeten und schöne Beleuchtungskörper zeigen, wie auch ein modern eingerichteter Wohnraum auf die persönliche Note keineswegs verzichten muß.

In Vorträgen, Filmvorführungen und praktischen Darstellungen wird den Besuchern der Ausstellung gezeigt, wie leckere, abwechslungsreiche Speisen hergestellt werden können, ohne daß dafür mehr



Wohnzimmer mit Anbaumöbeln

Mittel als für ein gewöhnliches Mittagessen aufgewendet werden müssen. Warum muß es am Sonntag unbedingt immer Schweinebraten mit Sauce und Kartoffeln geben? Auch in Spanien und in Frankreich, in England und in Schweden gibt es gute Sonntagsbraten — wie auf der Ausstellung bewiesen wird.

Überhaupt ist es der Ausstellung zu danken, daß sie uns einen Blick in das Zuhause anderer Völker erlaubt. Wohnräume aus Skandinavien, Frankreich, Italien, Amerika und Japan zeigen, wie einige Völker ihre Wohnkultur modern entwickelt haben.

Alles in allem, was in der „Westfalenhalle“ auf einer Fläche von 4500 Quadratmetern zu sehen ist, ist wirklich sehenswert.

Bundeswirtschaftsminister Erhard hat vor einiger Zeit die Parole ausgegeben: Alle sollen besser leben! Die Ausstellung in der „Westfalenhalle“ beweist, daß unsere Industrie wohl in der Lage ist, alles zu liefern, was unser Leben schöner und besser machen könnte. Leider sind die festen Lebenshaltungskosten heute so hoch, daß von dem Einkommen eines Arbeitnehmers nicht allzuviel Geld für die Anschaffung all dieser begehrenswerten, nützlichen und schönen Dinge übrigbleibt. Es fehlt also oft am Geld, nicht aber am guten Geschmack und am guten Willen, unseren Hausfrauen das Leben zu erleichtern.

Kurt Georg Lindner



Vorspruch „mit Schluck“

Immer wieder

RICHTFEST

Im April konnte in unserer „Franz-Zimmer-Siedlung“ wieder einmal ein Richtfest gefeiert werden. 16 Eigenheime und zehn Siedlerstellen wurden gerichtet. Der gesamte Bauabschnitt umfaßt 46 Wohnungen.

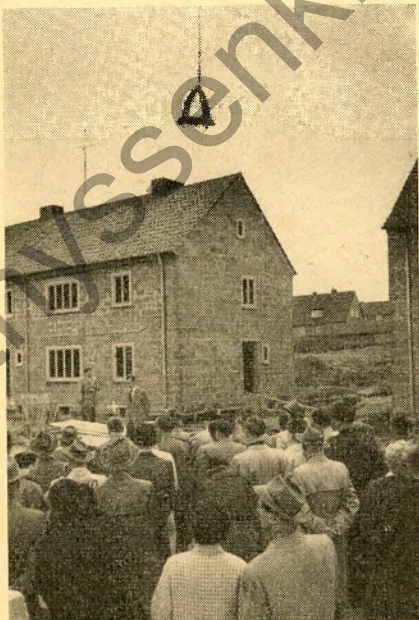
Nach dem launigen Trinkspruch der Zimmerleute überbrachte Bauassessor Gelhausen für die Westfälisch-Lippische Heimstätte herzliche Grüße und brachte zum Ausdruck, daß die Westfälisch-Lippische Heimstätte mit besonderer Freude eine Maßnahme wie diese durchführe, da sie wisse, daß die Westfalenhütte stets bereit sei, zu helfen, wo es nötig sei. Er unterstrich die Förderung, die die Westfalenhütte der Siedlung bisher hat angedeihen lassen, und sprach die Hoffnung aus, daß in diesem Sinne stets Hand in Hand gearbeitet werden möge. Den Siedlern würde die Errichtung eines schönen Heimes dadurch sehr erleichtert.

Arbeitsdirektor Berndsen gab in seinen Begrüßungsworten einen kurzen Überblick über die Entstehung der Siedlung. Vor sieben Jahren, als der erste Spatenstich getan wurde, habe noch keiner



Siedler und Gäste

Der Richtkranz schwebt



an die Ausdehnung der Siedlung in diesem Rahmen geglaubt. Namens des Vorstandes der Westfalenhütte wünschte er allen Siedlern sowie den beteiligten Stellen auch weiterhin ein gutes Gelingen der begonnenen Arbeit, damit bald glückliche Menschen in diesen neuen Wohnungen ihren Einzug halten können. Die Siedler fanden sich nach der Richtfeier mit ihren Angehörigen und den Gästen im Lokal „Zur grünen Tanne“ zu einem kleinen Siedlerfest zusammen. Bei frohen Weisen und Tanz wurden noch einige fröhliche Stunden verlebt. Sie trugen dazu bei, daß die Siedler und ihre Angehörigen untereinander bereits einen engeren Kontakt knüpfen konnten.

Nach Fertigstellung dieser Siedlerstellen umfaßt diese schöne Siedlung 178 Häuser, in denen 362 Familien wohnen. Obschon der größte Teil des Siedlungsgeländes inzwischen bebaut ist, steht doch noch Platz für weitere Siedlungshäuser, Eigenheime oder Mietwohnungen zur Verfügung. Voraussichtlich wird die Bautätigkeit in diesem Gebiet noch einige Jahre in Anspruch nehmen.

Sie wurden Hausbesitzer

24 Eigenheime in der Franz-Zimmer-Siedlung, die 1952 durch die Liegenschaftsabteilung errichtet waren und von der Ruhr-Lippe-Siedlungsgesellschaft m. b. H. betreut wurden, wurden am 27. März durch grundbuchliche Eintragung ihren Besitzern übertragen. Es war den neuen Hausbesitzern Grund genug, die Übertragung mit einer kleinen Feststunde zu feiern. Ihr Obmann, Ferdinand Killing, stellte in einer kurzen Ansprache die vielfältigen Sorgen und Schwierigkeiten heraus, die die neuen Besitzer hätten überwinden müssen, bis sie nun sagen könnten: Wir haben eine bleibende Wohnstätte auf eigenem Grund und Boden für unser ganzes Leben. Dieses Ziel sei nur erreichbar gewesen durch die großzügige Unterstützung der Liegenschaftsabteilung, begründet aus der dankenswerten sozialen Einstellung der Hütte. Ein Vertreter der Ruhr-Lippe-Siedlungsgesellschaft wünschte den Siedlern „alles Gute im eigenen Heim“. Diesem Wunsche schließen wir uns herzlich an.

Unsere Bilder:

Die neuen Hausbesitzer haben allen Grund zur Freude





Sie standen Rede und Antwort . . .

Die im Herbst vergangenen Jahres auf zwei Jahre gewählte fünfköpfige Jugendvertretung hielt an zwei aufeinanderfolgenden Tagen nach der Arbeitszeit Jugendbelegschaftsversammlungen ab. Am ersten Tag sprach sie zu den Lehrlingen des zweiten und dritten Lehrjahres und am zweiten Tag zu den Jugendlichen unter 18 Jahren.

In den Versammlungen gab die Jugendvertretung den Tätigkeitsbericht und nahm zu den bestehenden Problemen der Jugend Stellung. In dem Tätigkeitsbericht wurden unter anderem die sozialen Sonderleistungen auf der Westfalenhütte und die Art und der Umfang der vorgesehenen Urlaubsverschickungen erwähnt. Arbeitszeitordnung und in allen Betrieben anstehende Probleme waren weitere Punkte des Tätigkeitsberichtes.

Erstaunlich war die rege Diskussion in beiden Jugendbelegschaftsversammlungen. Lohnfragen, Arbeitszeitprobleme, Urlaub für Ferienfahrten und Ausbildungsangelegenheiten bildeten die größte Zahl der Diskussionspunkte. Von unbeschwertem, jugendlichem Mut getragen und mit

geradezu erwarteten, scharfen Formulierungen — selbst Überspitzung bleibt ein Vorrecht der Jugend! — waren alle Diskussionsreden. Wurde einerseits die Urlaubsverschickung dankbar anerkannt, so wünschte man andererseits den Urlaub doch allein, „ohne Aufsicht“ zu verbringen. Es wurde angeregt, den zusätzlichen Berufsunterricht nach Möglichkeit im Werk abhalten zu lassen. Besonders erfreulich waren die klaren und frischen Ausführungen der weiblichen Jugendlichen. Um eine gute Unterrichtung von Lehrlingen und Jugendlichen sicherzustellen, werden in Kürze Sprechstunden der Jugendvertretung durchgeführt. Aus beiden Versammlungen haben die Jugendlichen den Eindruck mitgenommen, wie wertvoll doch eine Jugendvertretung ist. Wenn sie auch keinen Sitz und kein Stimmrecht im Betriebsrat hat, so kann sie doch Lehrlings- und Jugendlichenfragen im Betriebsrat vortragen und den Betriebsrat um Unterstützung angehen.

Es ist eine schöne Aufgabe der Jugendvertretung, sich für die von ihnen vertretenen Lehrlinge und Jugendlichen einzusetzen.



. . . sie waren kritische Zuhörer



Unsere Mitarbeiter Willi Watermann, Dreher, der als Bester unserer Prüflinge mit der Gesamtnote „sehr gut“ abschnitt, wird beglückwünscht von dem Vorsitzenden des Prüfungsausschusses der Industrie- und Handelskammer, Rolf Krawehl



Freisprechung

„Nun haben wir es endlich geschafft!“ So hörten wir aus dem Munde vieler frischgebackener Gesellen. Als sie Anfang Mai an der Freisprechungsfeier in der Industrie- und Handelskammer teilnahmen, konnten sie auch mit Recht auf ihre Leistungen stolz sein.

Es waren 91 Facharbeiterlehrlinge und 26 Anlernlinge der Gruppe „Eisen und Metall“, die von unserer Westfalenhütte an der diesjährigen Freisprechungsfeier teilnahmen.

Außerdem legten 15 Hüttenjungeleute, die werksseitig geprüft wurden, mit Erfolg ihre Abschlußprüfung ab.

Die neuen Industriemeister

Gleichzeitig wurden den neuen Industriemeistern von der Industrie- und Handelskammer die Meisterdiplome überreicht. 17 Belegschaftsmitglieder der hüttenmännischen Berufe bestanden die Abschlußprüfung als Industriemeister. Sie waren nach der Teilnahme an Grundkursen für Hochöfner, Stahlwerker und Walzwerker in einem 15wöchigen Industriemeisterlehrgang von unserer Westfalenhütte ausgebildet worden. In dieser Zeit, von der Arbeit völlig freigestellt, eigneten sie sich die erforderlichen Kenntnisse eines Industriemeisters an.

Die Industriemeister der handwerklichen Berufe, von denen 14 Belegschaftsmitglieder die Prüfung bestanden, wurden unter Mithilfe unserer Hütte von der Industrie- und Handelskammer ausgebildet.

Die beachtenswerten Erfolge sollten für viele Ansporn sein, gleichfalls die Möglichkeiten weiterer Berufsausbildung zu nutzen.



Unsere Industriemeister haben ihr Diplom erhalten

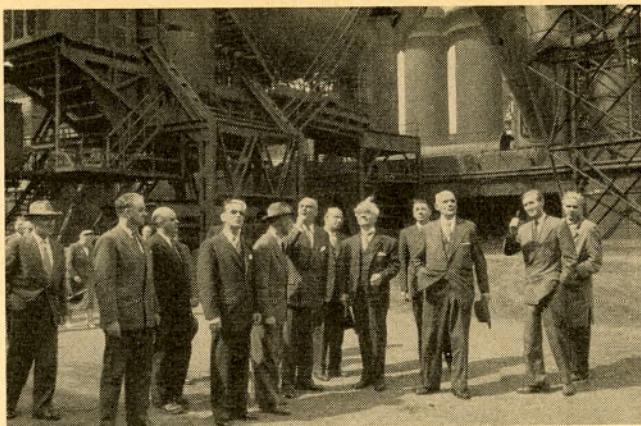
Politik der offenen Tür



Täglich stehen die Tore unseres Werkes weit offen für unsere vielen Besucher: Frauen, die den Betrieb kennenlernen wollen, in dem ihr Mann oder Sohn schafft —, Geschäftsfreunde, die das Werk besichtigen, mit dem sie vielleicht seit Jahrzehnten verbunden sind —, Studenten und Schüler, denen ein Überblick gegeben wird über den Produktionsgang der bedeutenden Grundstoffindustrie —; Ausländer, die „Land und Leute erleben“ wollen, und wo könnten sie es besser als an den Stätten der Arbeit. Allen gegenüber pflegen wir die „Politik der offenen Tür“, allen machen wir unser Werk durchschaubar, weil wir unser Werk hineingestellt sehen in den großen Rahmen der Volks- und Weltwirtschaft, weil wir es in seiner Bedeutung sehen für die Kommunal- und Wirtschaftspolitik, weil wir unsere Mitarbeiterschaft sehen als Teil der Arbeitnehmerschaft und des Volkes.

Ein Werk kann viel zur Verständigung untereinander beitragen. Wenn beispielsweise Beamte unsere Arbeiter an den Hochöfen, Walzen und Maschinen sehen, dann werden sie sicherlich einen Begriff bekommen von dem körperlichen Einsatz und der Härte der Arbeit, die dort abgefordert wird: sie werden die Handarbeit verstehen lernen. Und wenn — wie auf unseren Bildern gezeigt — 50 Studenten der französischen Hochschule für Journalistik unser Werk und sein Schaffen erleben und das Erlebte in persönlichen Gesprächen mit unseren Mitarbeitern vertiefen, dann ist für den Gedanken der Völkerverständigung sicherlich mehr getan als durch die routinierte Sonntagsrede eines Politikers.





An den Hochöfen

Auch vom hohen Island

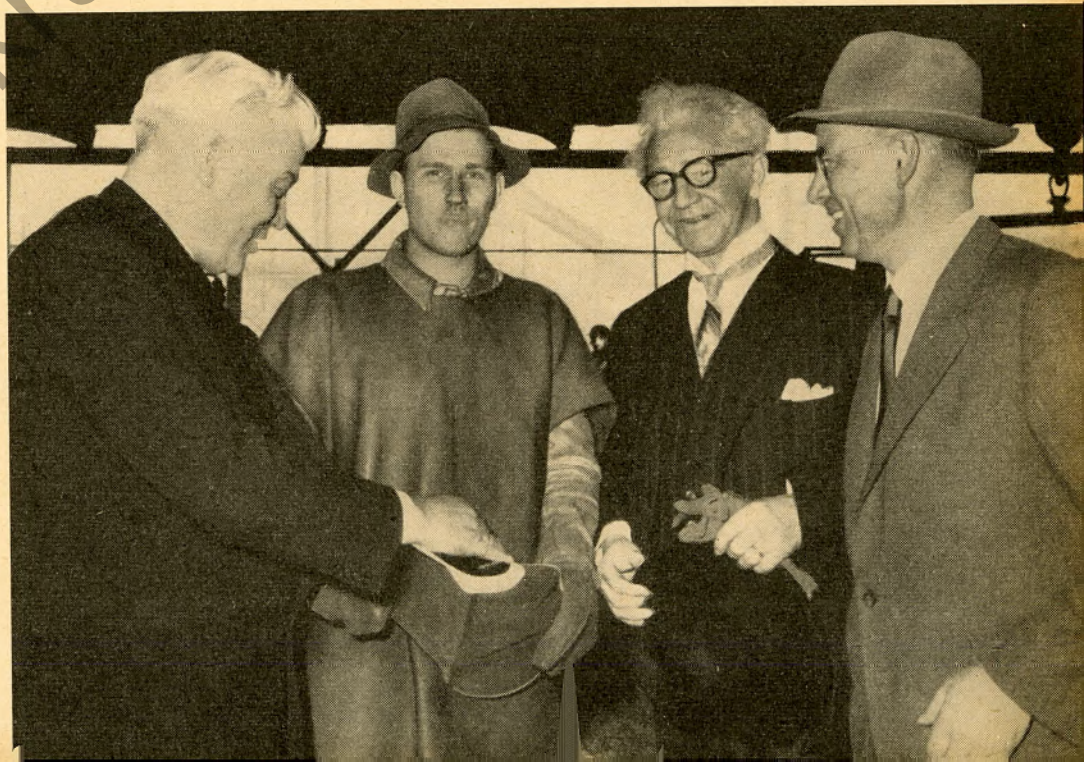
kamen Besucher zu uns: Der isländische Ministerpräsident Olafur Thors und der Minister für auswärtige Angelegenheiten, Dr. Kristian Gudmundsson, weilten zu einem dreitägigen Staatsbesuch in der Bundesrepublik. Am zweiten Tage ihres Deutschlandbesuches wohnten sie einem Hochofenabstich am Ofen VI auf unserer Westfalenhütte bei. Der Besuch erfolgte auf Wunsch der Gäste, denn Eisen- und Stahlgewinnung ist in Island unbekannt.

Kurz nach 14 Uhr rollten am 8. Mai die schweren Wagen der Gäste mit ihrer Begleitung, eskortiert von „weißen Mäusen“, durch den Eingang Hildstraße. Hier wurden sie von Direktor Dr. Harr begrüßt, unter dessen Leitung die Besichtigung stattfand. Am Hochofen VI war alles für den Abstich vorbereitet. Mit großem Interesse folgten die isländischen Gäste den Ausführungen von Dr. Harr über den Wiederaufbau der West-



Beim Abstich

faltenhütte. Besonders interessierte natürlich der Hergang der Roheisengewinnung, und immer wieder wurden von den Gästen neue Fragen gestellt. Beim Abstich unterhielten sich der Ministerpräsident und der Außenminister, die beide fast einwandfrei deutsch sprachen, mit Hochofenmännern. Sie verabschiedeten sich recht herzlich und bedankten sich bei der Werksleitung für die Gelegenheit, bei uns den größten Hochofen Europas besichtigt zu haben.



Von links nach rechts:
Außenminister Dr. Kristian
Gudmundsson, 1. Schmelzer
Niedzwetzki, Minister-
präsident Olafur Thors,
Hüttendirektor Dr. Harr



DIE ZEITKRANKHEIT

Im Zeitalter der Technik greift eine früher unbeachtete krankhafte Erscheinung immer mehr um sich. Von den Berufstätigen werden vorwiegend die Manager, die leitenden Männer der Wirtschaft, betroffen, daher nennt man sie oft kurzerhand: „Managerkrankheit.“

Sie ist das unselige Produkt des Gegensatzes von Technik und Mensch, Verstand und Seele.

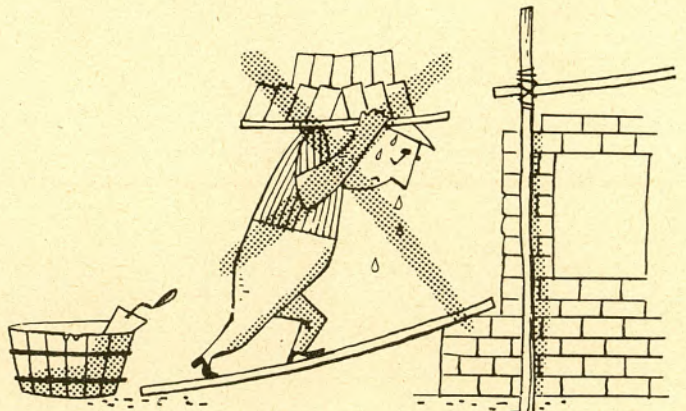
Welches Organ im menschlichen Körper ist dieser seltenen Erkrankung vorwiegend unterworfen? Die Ärzte nennen es „vegetatives Nervensystem“ und bezeichnen die Störungen als vegetative Störungen. Technisch gesehen ist das vegetative Nervensystem ein elektrisches Netz mit Schaltsystemen und einer automatisch steuernden Zentrale. Es steht — wie das elektrische Lichtnetz — stets unter Spannung und arbeitet selbsttätig regulierend. Es ist nicht unmittelbar der willkürlichen Beeinflussung unterworfen und steuert die wichtigsten Körperfunktionen, die zur Erhaltung des Lebens notwendig sind.

Das vegetative Nervensystem setzt sich aus zwei Teilsystemen zusammen, die jeweils entgegengesetzt auf das gleiche Organ wirken, wie etwa die positive und negative Elektrizität. Diese Teilsysteme werden als sympathisches und parasympathisches Nervensystem bezeichnet. Bewirkt also der Sympathikus eine Verlangsamung der Darmtätigkeit, so wird der Parasympathikus diese entsprechend beschleunigen. Normalerweise sind beide Systeme so aufeinander abgestimmt, daß alle Körperfunktionen harmonisch ablaufen. Eine weitere Aufgabe des Vegetativums besteht darin, von außen eintretende körperliche Störungen oder Belastungen mit Hilfe der Wechselwirkung von Sympathikus und Parasympathikus aufzufangen und auszugleichen. Kommt es beispielsweise zu einer plötzlichen Abkühlung des Körpers, so wird das Temperaturzentrum vom Sympathikus erregt, das Kreislauf-, Blutdruck- und Stoffwechselzentrum beeinflusst, so daß die Körpertemperatur und damit auch der Organismus keine wesentlichen Störungen erleidet. Aber auch seelische Einflüsse lassen das Vegetativum wirksam werden. Bei Freude erweitert der Parasympathikus die Blutgefäße — der Mensch errötet, bei Angst verengt der Sympathikus die Blutgefäße — der Mensch wird bleich. Umgekehrt kommt es bei einer Beeinflussung des vegetativen Nervensystems zu seelischen Empfindungen: man kennt die Todesangst der

Herzkranken, die mürrische Laune der Magenkranken oder das zornige Aufbrausen der Gallenkranken. Das vegetative Nervensystem steuert also die Lebensfunktionen des Körpers. Es schafft die Voraussetzung für die Abwicklung der Lebensvorgänge. Arbeitet es harmonisch, so fühlt man sich wohl, ist es gestört, so wird man krank.

Der Existenzkampf ist zu hart!

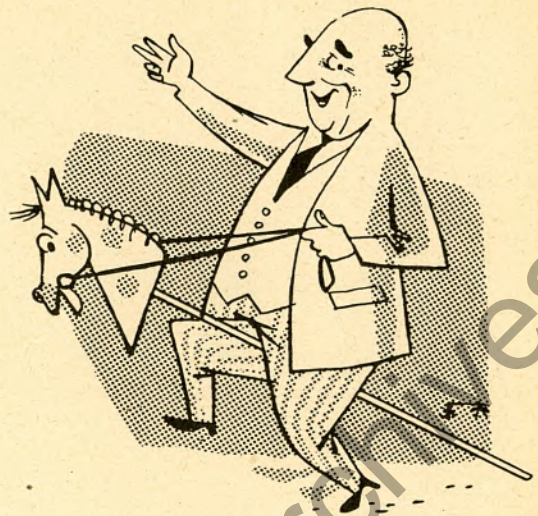
Wie kommt es nun zur Störung dieses fein regulierten Nervensystems? Wenn auch das vegetative Nervensystem Störungen auszugleichen vermag, so beansprucht unsere Zeit diese Fähigkeiten oftmals zu stark. Der tägliche Existenzkampf erfordert ein großes Maß an Arbeit. Entspannung und Schlaf werden verkürzt, und die biologische Erholungsphase wird verringert. Zur Erhaltung der lebenswichtigen Funktionen muß der Organismus immer mehr Reserven einsetzen, bis schließlich auch diese verbraucht sind. Man will dann eine Steigerung der erschöpften vegetativen Kräfte erzwingen: man trinkt starken Kaffee, „um frisch zu bleiben“, inhaliert viele Zigaretten, „um ruhig zu werden“. Das vegetative Nervensystem kann diese ununterbrochene Hochspannung ohne Erholung nicht mehr bewältigen: es kommt zu einem Kurzschluß. Eine kleine Halsentzündung, eine Magenverstimmung, ein unbedeutender Schnupfen genügen, das „Maß zum



Überlaufen zu bringen“. Der Überbelastete bricht mit mehr oder weniger deutlichen Anzeichen körperlicher und geistiger Störungen zusammen. Das ist das letzte Stadium der „Managerkrankheit“.

An welchen Anzeichen können wir solche kritischen Störungen des vegetativen Nervensystems rechtzeitig erkennen? Schon im Beginn hat der Betroffene Beschwerden, wie allgemeine Mattigkeit, Abgeschlagenheit, bisweilen Kopfschmerzen, innere Unruhe, Spannungsgefühl oder leichte Ermüdbarkeit. Bald treten Konzentrationsschwäche, Schlaflosigkeit und wieder leichte Erregbarkeit auf. Man ist nervös, abgespannt und bei geringen Anlässen aufgebracht. Man verliert seinen Humor, die Arbeitsfreude schwindet, die Arbeit wird zur Bürde.

Jetzt zeigen sich schon die ersten Organbeschwerden: Herzschmerzen, Herzdruck, besonders in der Nacht, Kreislaufstörungen, Schwindelanfälle, Schweißausbrüche, Appetitlosigkeit und ähnliches. Wird nichts Entscheidendes getan, bricht langsam das feine biologische Regulationssystem und damit die Steuerung wichtiger Lebensfunktionen zusammen. Das letzte Stadium heißt dann gewöhnlich: Kreislaufkrise, akutes Herzversagen, Angina pectoris, Schlaganfall oder Nervenzusammenbruch.



Zeit ist Geld, aber Gesundheit — Gold

Eine entscheidende Bekämpfung der zunehmenden vegetativen Störungen mit Medikamenten allein ist unmöglich. Die Ursachen müssen erfaßt werden. Da man die Zeitverhältnisse nicht ändern kann, bleibt nur die Vorbeugung. Auf die Perioden intensiver körperlicher und geistiger Anspannung müssen Entspannungs- und Erholungsphasen folgen. Ein kluger Mann hat einmal gesagt: Das wahre Geheimnis der richtigen Zeiteinteilung liegt darin, die Zeit genauso auszunutzen wie den Raum in einem Koffer; die kleinen Lücken mit kleinen Dingen ausfüllen.

Vermeiden wir ständige Überbelastung unserer Arbeitskraft. Vermeiden wir Mißbrauch von Tabak, Kaffee und Alkohol, da sie vegetative Störungen beschleunigen. Dabei ist „Mißbrauch“ nur vom Arzt zu beurteilen. „Unser

Fleisch“ ist für Objektivität meistens zu schwach. Beschränken wir „Gesellschaftliche Verpflichtungen“ auf ein erträgliches Maß, es sei denn, die „Verpflichtungen“ bewirken — auch nach kritischer Selbstprüfung — ein inneres Wohlbefinden. Nutzen wir Freizeit und Urlaub mit wirklichem Wohlbehagen für unsere Erholung. Einmal faul sein, träge, unproduktiv, Künstler nennen das eine „schöpferische Pause“. Schaffen wir uns eine Liebhaberei, ein Steckenpferd, ein „Hobby“ oder etwas Ähnliches an. Erhebungen der Lebensversicherungen haben ergeben, daß Leute, die ein „Steckenpferd“ haben, gesünder bleiben. Auf keinen Fall dürfen wir die Freizeit mit körperlichen und seelischen Anstrengungen ausfüllen. Mit einem Auto durch die Landschaft jagen, über das Wochenende ein Haus bauen wollen oder mit praller Aktentasche den Papierkrieg in die Häuslichkeit verpflanzen, ist Raubbau an der Gesundheit. Dadurch zehren wir an der Substanz und verlieren alle Reserven.

Das Gebet eines Menschen im 20. Jahrhundert

Gott gib mir Zeit!
Es fliegt der Tag, es fliegt die Nacht.
Nichts ist vollbracht.
Ich schreie, Gott, zu dir um Zeit.
Ich leb' in einer Zeit, o Gott,
wo alles jagt im wilden Kreis,
Wo keiner mehr um Heimat weiß.
Zeit ist nur Geld — und Zeit ist Spott.
Gott, gib mir Rast!

Ich brauche Zeit, in mich zu schau'n;
Ich brauche Zeit, mir zu vertrau'n;
Ich brauche Zeit, um aufzuba'u'n;
Ich brauche Zeit, um dich zu schau'n;
o Gott, o Gott!

Pflicht weckt mich: Auf!
Die Zeit! Die Zeit!
Pflicht stachelt mich:
Der Weg ist weit!

Pflicht ruft: Jetzt muß du dieses tun!
Pflicht lähmt mich: Halt!
Jetzt mußst du ruhn!
Pflicht stiert mich an so fürchterlich.
Ich schreie: Pflicht! Wann lebe ich?
O Gott! O Gott!
Gib du mir Zeit!

Friedrich Kayßler



Vertrauensleute wählen Vorstand

Nach Abschluß der Vertrauensmännerwahlen auf unserer Westfalenhütte traten die neugewählten Vertrauensleute auf Einladung der Industriegewerkschaft Metall, Ortsverwaltung Dortmund, zu ihrer ersten Versammlung zusammen. Gewerkschaftssekretär Troche sprach einleitend über die Aufgaben der Vertrauensleute nach der betrieblichen und gewerkschaftlichen Seite. Zur Vorstandswahl beschloß die Versammlung nach den gewerkschaftlichen Richtlinien einstimmig, sieben Vorstandsmitglieder zu wählen.

Zur Wahl vorgeschlagen wurden 16 Kandidaten.

Es wurden gewählt:

Gorny, Martha	239 Stimmen
Budzinski, K.-Heinz	225 "
Steegmann, Willi	218 "
Himmeröder, Herm.	165 "
Latta, Helmut	154 "
Trömer, Johann	150 "
Thiemann, Wilh.	144 "

Es erhielten weiter an Stimmen: Haase, Josef, 99; Jendhoff, Walter, 99; Janke, Walter, 88; Jürgens, Heinz, 74; Amediek, Clemens, 73; Wehner, Bruno, 60; Schäfer, Walter, 51; Skremm, Wilh., 40; Stepke, Willi, 40.

Nach Abschluß der Wahlen berichtete Gewerkschaftssekretär Troche über den Stand der Rahmentarif-Vertragsverhandlungen, über das Abkommen der Arbeitszeitverkürzung vom 10. April 1956 für die Hochofenbetriebe und Hüttenkokereien und über den kommenden Gewerkschafts-

tag der IG Metall vom 10. bis 15. September 1956 in Dortmund. Albert Pfeiffer erstattete Bericht über die Verhandlungen wegen der Gewinnbeteiligung im Rahmen der Hoesch AG. Betriebsratsvorsitzender Dombowski nahm zu allgemeinen betrieblichen Fragen und zu den Wirkungsmöglich-

keiten der Vertrauensleute Stellung. Die Arbeitszeitverkürzung sei für die Hütte ein Problem, der Anfang jedoch gemacht; weitere Überlegungen seien erforderlich.

Die anschließende Diskussion war ein Beweis für das rege Interesse an den gewerkschaftspolitischen, aber auch betrieblichen Fragen. Versammlungsleiter Troche bezeichnete zum Schluß die Versammlung als einen guten Start für die weitere vertrauensvolle Zusammenarbeit.

Steegmann ist Vorsitzender

In seiner ersten Sitzung vom 17. Mai konstituierte sich der Vorstand der Vertrauensleute wie folgt: 1. Vorsitzender: Willi Steegmann, 2. Vorsitzender: Wilh. Thiemann, Schriftführer: Johann Trömer, Vertreterin der Mitarbeiterinnen: Martha Gorny, Vertreter der Jugend: Karl-Heinz Budzinski, Beisitzer: Herm. Himmeröder, Helmut Latta.

Wir wünschen dem Vorstand der Vertrauensleute und allen ihren Kolleginnen und Kollegen viel Erfolg in ihrer verantwortungsvollen Tätigkeit.



Von links nach rechts: Budzinski, Trömer, Steegmann, Thiemann, Gorny



IST ER GESCHÜTZT?



Über 2700 Flaschen Milch werden täglich in unserer Hütte getrunken. Zum großen Teil werden sie kostenlos ausgegeben — an „besonders gefährdete Arbeiter“. Aber ist der Milchtrinker deshalb vor Vergiftungen geschützt? Hierüber schreibt Oberregierungs- und Gewerbemedizinalrat, Staatlicher Gewerbearzt Prof. Dr. med. Hagen, Düsseldorf, in der Zeitschrift „Ärztliche Praxis“, wobei nach sachkundiger Meinung seine Erklärungen zu Bleivergiftungen auch für alle anderen Vergiftungserscheinungen zutreffen:

Der ernährungsphysiologische Wert der Milch ist wegen ihres Gehaltes an hochwertigen Nährstoffen unbestritten. Auf Grund dieser auf wissenschaftlichen Grundlagen beruhenden Erkenntnis hat man sich besonders in Notzeiten mit Lebensmittelbewirtschaftung bemüht, Milch in erster Linie dem Teil der Bevölkerung zukommen zu lassen, der einer Zusatzverpflegung bedurfte. Ausschließlich aus diesem Gesichtspunkt ist auch die sog. Milchverordnung vom 20. 9. 1939 zu verstehen, nach der bleigefährdete Arbeiter eine zusätzliche Milchzuteilung erhalten konnten. Obwohl es sich demnach um eine rein ernährungspolitische Maßnahme gehandelt hat, wurde die Milch allmählich dem ursprünglichen Zweck als Zusatznahrungsmittel entfremdet und insbesondere in den Kreisen der Industrie als wirksames und gutes Vorbeugungsmittel gegen Bleivergiftungsgefahren angesehen. Die Gründe hierfür lassen sich nur vermuten. Neben historischer Überlieferung (teilweise auch aus Lehrbüchern) und kritikloser Laienpropaganda ist es wohl der in breiten Bevölkerungsschichten tiefverwurzelte, mystische Irrglaube an den Nutzwert der Milch als Entgiftungs- und Vorbeugungsmittel. Von ärztlicher Seite wurde vielfach dem Calciumgehalt der Milch eine verhütende Wirkung

im Sinne einer Deponierung des Bleies in den Knochen zugesprochen.

Die Beobachtungen über einen auffälligen Rückgang der Bleivergiftungen während der Milchmangeljahre von Kriegsausbruch bis zur Währungsreform im Gegensatz zum Ausland mit ausreichenden Ernährungsverhältnissen und dem deutlichen Wiederanstieg der Zahl der Bleivergiftungsfälle nach normalisierter Lebensmittelversorgung ließen erneut ernstliche Bedenken gegen den Wert des Milchtrinkens als Prophylaktikum gegen Bleivergiftungsgefahren aufkommen. Diese Häufigkeitsabhängigkeit wird in einer erhöhten Aufnahme des peroral aufgenommenen Bleies und in einer gesteigerten Rückresorption des in den Dünndarm ausgeschiedenen Bleies durch eine fettreiche Ernährung infolge ihrer geringen Beimengung von Ballaststoffen vermutet. Diese Beobachtungen haben die schon seit vielen Jahren von den meisten in- und ausländischen fachkundigen Sozialhygienikern und Arbeitsmedizinern vertretene Auffassung, daß der Milch eine vorbeugende Wirkung gegen Bleischäden nicht zukommt, erneut bekräftigt. Die vorliegenden tierexperimentellen Untersuchungen konnten einen prophylaktischen Wert der Milch nicht beweisen.

Vom gewerbehygienischen und arbeitsmedizinischen Standpunkt läßt sich eine Milchzuteilung an Bleiarbeiter nicht begründen. Darüber hinaus bringt der Milchgenuß das Risiko eines trügerischen Sicherheitsgefühls gegenüber der bestehenden Giftgefährdung und die Möglichkeit der Vernachlässigung der persönlichen Hygiene und der notwendigen technischen Schutzmaßnahmen mit sich. Im übrigen scheint nach den in den letzten Jahren gemachten Erfahrungen die Forderung auf Milchzuteilung in erster Linie eine Lohnfrage geworden zu sein.

Der Rollhockeywart der Roll- und Eis-sportabteilung des Freien Sportvereins von 1898, Brinkmann, Maschinist in der M.A. Hochofen, erzählt uns von den anstrengenden Spielen seiner Mannschaft. Aus fünf Spielern und zwei Austauschspielern besteht die Mannschaft. Von diesen sieben Spielern sind außer dem Rollhockeywart allein vier auf unserer Westfalenhütte beschäftigt.

Zweimal in der Woche gehen sie ihrem Sport nach und trainieren auf der Rollschuhbahn in den Sport- und Erholungsanlagen. Sie freuen sich immer wieder auf die Trainingsstunden.

Die Rollhockeymannschaft, 1952 ins Leben gerufen, hat durch viel Training den Aufstieg von der Landesliga zur Oberliga geschafft. „Ja, es war nicht leicht, so weit zu kommen. Heute nehmen wir den vierten Platz in der Oberliga ein. Es ist nun mal unser Steckenpferd, und wir warten mit Spannung auf jedes neue Spiel.“

UNSERE STECKENPFERDE



Das sagten uns unsere Mitarbeiter der Rollhockeymannschaft.

Die Spielzeit der Oberliga für Rollhockey liegt in der Zeit von April bis einschließlich Juli. In dieser Zeit wird besonders hart trainiert. „Versuchen Sie einmal einen Sechs-Meter-Ball zu schlagen. Es ist dasselbe wie der allbekannte ‚Elfmeter‘ im Fußballspiel. Der Unterschied ist nur der, daß oft beim Rollhockey der Torwart schon das kleine Tor fast völlig ausfüllt. Es ist nicht leicht, für den ‚Monzaball‘ — ein besonders in Monza (Italien) hergestellter Lederball — noch eine Lücke im Tor zu finden. So wird es schwer, einen Sechs-Meter-Treffer zu erzielen.“

Das Spiel ist sehr schnell und anstrengend. Daher können während des ganzen Spieles je nach Belieben zwei Spieler ausgewechselt werden. Das Auswechseln darf jedoch nur erfolgen, wenn sich der Ball jeweils außerhalb des Spielfeldes befindet. Gegen die Rutschgefahr besitzen die Spezial-Rollschuhe bei trockenem Wetter Holzrollen und bei nassem Wetter Aluminiumrollen.

Jetzt steht die Mannschaft in den Meisterspielen der Oberliga. Wir glauben unseren Mitarbeitern gern, daß Rollhockey ihr liebstes Steckenpferd ist.



◀ So treten sie an

Kampf am Tor ▼



SCHACH-ECKE

Schachpartie Nr. 3
Spanisch

Gespielt in der 11. Runde der Dortmunder
Stadtmeisterschaft 1956

Weiß: Sobota (Westfalen 26)

Schwarz: Schrieck (Schachklub Hoesch)

1. e2-e4 e7-e5 2. Sg1-f3 Sb8-c6 3. Lf1-b5 Lf8-c5. Meister Schrieck bedient sich einer der ältesten Spielweisen der Spanischen Partie, die sich schon in der Göttinger Handschrift vom 15. Jahrhundert findet. Da sich um ihre Untersuchung der Deutsche Meister Cordel besonders verdient gemacht hat, heißt sie heute allgemein „Cordelvariante“.

4. 0-0... Diese Fortsetzung wird vom Großmeister Euwe empfohlen. Das Scheinopfer 4. Se5x bringt nach 4... Dg5! nichts ein, z. B. 5. Sg4 h5 6. Lc6x! (nach 6. d4? gewinnt Schwarz durch Lb4+! eine Figur) d6x 7. d4 Lg4x 8. Lg5x Ld1x 9. d5x Lc2x mit gleichem Spiel. In der Partie Smyslow gegen Vidmar, Groningen 1946, spielte Weiß 4. c3! und kam nach f5! (nach 4... Sf6 5. 0-0 0-0 6. d4 ed4x 7. cd4x Lb6 8. e5 nebst d4-d5-d6 ist Weiß klar im Vorteil) 5. d4 fe4x 6. Lc6x!

dc6x 7. Se5x Ld6 8. Dh5+ g6 9. De2 Le5x 10. De4x! und stand überlegen.

4... d7-d6 5. c2-c3 Lc8-d7 6. d2-d4 e5xd4 7. c3xd4 Lc5-b6 8. Sb1-c3 a7-a6 9. Lf5-a4?... Von Weiß zu schablonenhaft gespielt. Wegen der drohenden Fesselung durch Lg4! darf der weiße Läufer die Diagonale b5-f1 nicht aufgeben.

9... Sg8-e7 10. a2-a3?... Ein Tempoverlust, der nun schnell zur Katastrophe führt. Mit 10. h2-h3 mußte die Fesselung durch Lg4 abgewehrt werden.

10... 0-0 11. La4-b3... Damit verpaßt Sobota die letzte Möglichkeit, durch h2-h3 das drohende Unheil abzuwenden. Seine Sorglosigkeit wird schwer bestraft.

11... Ld7-g4! 12. Lc1-e3 Kg8-h8. Meister Schrieck hat nichts überstürzt, Zug für Zug hat er seinen Angriff vorbereitet, der nun mit f7-f5 zur Öffnung der f-Linie führen soll.

13. Dd1-d2... Da Weiß durch den Vormarsch des f-Bauern nach f4 gezwungen wird, den schützenden Läufer zurückzuziehen, um dann durch Sc6xd4 in Verluststellung zu geraten, entschließt er sich, lieber den Tausch auf f3 zuzulassen und sich den Königsflügel

zu schwächen. Seine Hoffnung aber, durch Sc3-e2-g3 die Blöße verdecken zu können, erweist sich als trügerisch. Der Schlußangriff wird von Stadtmeister Schrieck mit gewohnter taktischer Meisterschaft geführt.

13... Lg4xf3 14. g2xf3 Dd8-d7! 15. Sc3-e2 Dd7-h3 16. Se2-g3 Se7-g6! Dieser Springerzug erweist sich als hervorragender Schachzug. Weiß muß bereits etwas gegen die tödliche Drohung Sh4! tun.

17. f3-f4... Damit ist zwar die sofortige Mattgefahr beseitigt, da Weiß jetzt 17... Sh4 mit 18. f2-f3 abdecken kann, aber Schrieck findet eine glänzende Fortsetzung des Angriffs, gegen die auch der zähe Sobota nichts mehr erfinden kann.

17... Sc6xd4! 18. Le3xd4... Weiß muß das Opfer annehmen; denn nach 18. Dd1 ist wieder Sh4 tödlich. Oder nach Ld1 folgt der Riesenzug Sd4-b3! Nimmt Weiß den Springer, so folgt Sh4, und Weiß verliert die Dame durch f2-f3 nebst Lb6xe3+!

18... Lb6xd4 19. Sg3-f5... Weiß hat keine Parade mehr. Auf 19. Dd4x ist wieder Sh4 fällig.

19... Dh3-g4+ 20. Kg1-h1 Dg4-f3+ 21. Kh1-g1 Sg6xf4 22. Sf5-h4 Sf4-h3 matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 2 von Paul Graw
1. Ld3-a6! Bb6-b5 2. Kb2-e2 Kb4-c4 3. Ta1-a4 matt.



WAS GIBT'S NEUES?

Schnell einen Blick in die Morgenzeitung — Aha: Neue Verhandlungen der großen Vier... Raketen kreisen um die Erde... Mysteriöser Sparkassenraub...

Millionen Menschen fragen tagtäglich beim Frühstück, auf dem Wege zur Arbeit: „Was gibt's Neues?“ Radio und Zeitung geben die Antwort. Aber dann — im Büro und an der Werkbank — verstummt die Frage nach Neuigkeiten. Da hört man: „Was soll es an meinem Arbeitsplatz Neues geben? Jahrelang arbeite ich hier schon — es ist immer das gleiche...“ Gewiß, eine neue Arbeitsmethode, eine Verbesserung an den Maschinen, Erhöhung der Unfallsicherheit — davon steht nichts in der Morgenzeitung. Aber es gibt jemanden, der gerade

für deinen Arbeitsplatz die Frage: „Was gibt's Neues?“ beantworten kann: Das bist du selbst! Ein bedeutender Arbeitswissenschaftler, Professor Poppelreuter, sagte bereits vor 25 Jahren: „Ist irgendeine Arbeit nicht ausdrücklich auf Grund von Rationalisierungsmaßnahmen gestaltet, so ist gewiß, daß man sie verbessern kann.“ Heute gibt unser Vorschlagswesen jedem Mitarbeiter die Möglichkeit, gute Ideen in die Tat umzusetzen. Frage dich jeden Morgen: „Was gibt's Neues an meinem Arbeitsplatz?“ Gibt es

- Zeit- und Arbeitersparnis?
- neue Wege zur Unfallsicherheit?
- Verbesserungen an der Maschine?
- ein besseres Arbeitsverfahren?



Ein „Köppken Koffei“

Auch unser Leben ist bunt

Meine Vorliebe für den Wochenmarkt stammt aus meiner Kinderzeit. Damals durfte ich manchmal meine Mutter begleiten, wenn sie an bestimmten Wochentagen zum Einkauf in jene Welt der Stände und Buden ging. Der Lärm dort, das Kommen und Gehen, die verschiedenen Gerüche, der Anblick all der Waren und das Geschrei, mit dem sie angepriesen wurden, alles prägte sich mir ein. Ich mußte daran denken, als ich heute mit meiner Kamera auf den schmalen Wegen zwischen den Ständen umherstrich, um ein Stück von diesem bunten Leben einzufangen.

Was gab es da nicht alles zu sehen und zu knipsen! Das Ursprüngliche, Arglose, vermischt mit Wachsamkeit und Schläue, ist das Merkmal dieser Welt. Wie stattlich und frisch sieht das junge Mädchen aus, das eben dort einer freundlichen Frau mit Brille Blumenpflänzchen für den Garten verkauft, Astern, Zinnien und samtene Stiefmütterchen. Die beiden Frauen sind ganz bei ihrem Handel, die Verkäuferin studiert das Gesicht ihrer Kundin, während diese wählend auf die Ware schaut. Ich spüre, daß dies der „fruchtbare Augenblick“ ist, und drücke los. Keinem fiel etwas auf. Natürlich stellte ich mich nicht brezelbreit und mit wichtiger Reporterminne neben die zwei, versuchte vielmehr, recht harmlos auszusehen — es fällt mir nicht schwer! — und den Eindruck zu erwecken, als dächte auch ich nur an Pflänzchen für meinen Garten, machte mich aber zeitig davon, um nicht allzu bepackt nach Hause zu müssen.

Außerdem haben diese Marktleute, meist sind es ja stattliche Frauen, eine großartige Lebenserfahrung. Eine von ihnen sah mich, als sie eben einer Bürgersfrau ein paar Köpfe weißen Blumenkohl überreichte, mit der Kamera im Hintergrund. Nicht einen Augenblick verzog sie die Miene. Als ich dann aber geknipst hatte, sagte sie gleich in ihrer vergnügten münsterländischen Mundart: „Kann ek auk dovon en Baeld hebben?“

Natürlich waren die besten Momente für mich immer die, in denen gehandelt wurde, in denen Kunde und Verkäufer sich miteinander befaßten, wenn die Ware gelobt oder das Geld kassiert wurde. Aber es gab auch

ganz andere Situationen, die mich zum Knipsen verlockten. So sah ich einen kleinen verschmutzten Burschen, der neben einem Turm rötlicher Äpfel-sinen stand und sie verlangend anschaute. Auch sein Gesicht gehörte in diese Welt, und ich habe es fotografiert. Wie eindrucksvoll waren auch die Verkäufer, die sich für eine Weile in den Hintergrund zurückgezogen hatten, um sich dort auszu-ruhen und aufzufrischen. Wie un-bekümmert um alles Gedränge und Gelärme saß da die prächtige Alte! In ihrem Schoß lag das ausgewickelte Butterbrot, und während sie die Hand mit der weißen Kaffeetasse zum Munde führte, ging aus dem geprägten Ge-sicht der Blick über den Marktplatz, der sicher schon viele Jahrzehnte ihre Heimat war. Ich hatte das Glück, ganz nahe an sie heranzukommen und sie

zu fotografieren, ohne daß sie mich sah. Vielleicht hätte sie der Anblick der Kamera doch in ihrem Frieden gestört. Ähnlich war es bei dem be-brillten Herrn, der zwischen zwei Ständen im Hintergrund auf einer Kiste saß und behaglich seine Zeitung las. Ein Gelehrter in seiner Arbeits-stube hätte nicht gelassener und ge-sammelter dasitzen können als jener neben seinen Äpfeln und Gurken. Auch er gehörte in diese Welt, und ich war sehr froh, als mir der Schnapp-schuß gelang, den ich in sein stilles Dasein gerichtet hatte.

Da reisen andere auf den Balkan, nach Paris oder in die Vorstädte von Neapel, um „echte Aufnahmen aus dem Leben“ zu machen. Dabei ist überall buntes Leben, auch bei uns. Wer es finden will, soll auf den Marktplatz gehen.

— P. N. —



Ein schneller Blick in die Zeitung

Was? So teuer sind die Pflanzen?



Sorgfältig die Groschen zählen!



Die Faust aufs Auge



„Dem habe ich es einmal ordentlich gegeben“, hört man oft den Sieger nach einer Schlägerei prahlen. Der Verletzte, ein Kassenmitglied der Betriebskrankenkasse, nennen wir ihn Müller, hat den kürzeren gezogen.

Leider hat sich der Sieger über die Folgen dieser Schlägerei noch keine Klarheit verschafft. Ihm ist noch nicht einmal die Bestimmung des § 823 des Bürgerlichen Gesetzbuches bekannt, welche lautet: „Wer vorsätzlich oder fahrlässig das Leben, den Körper, die Gesundheit, die Freiheit, das Eigentum oder ein sonstiges Recht eines anderen widerrechtlich verletzt, ist dem anderen zum Ersatze des daraus entstehenden Schadens verpflichtet.“ Wer zum Schadenersatz verpflichtet ist, hat den Zustand wiederherzustellen, der bestehen würde, wenn der zum Ersatz verpflichtete Umstand nicht eingetreten wäre.

Der geschädigte Müller ist verheiratet und hat zwei Kinder. Er wird jetzt einen Antrag stellen gegen den Schläger auf Vergütung des Lohnausfalles, er wird Schmerzensgeld beantragen usw. Am nächsten Tag begibt er sich zur Krankenkasse und nimmt die Leistungen in Anspruch. Die Krankenkasse kann nun ihre Leistungspflicht nicht damit ablehnen, daß ein anderer die Arbeitsunfähigkeit des Mitgliedes verschuldet hat. Daß der Geschädigte nicht früher die Arbeit aufnimmt, ehe er vollkommen beschwerdefrei ist, ist erklärlich, da er dem Schädiger „eins auswaschen“ will, indem er versucht, ihn auf möglichst hohe Kosten zu treiben. Der Anspruch des Geschädigten gegenüber dem Schädiger geht auf die Krankenkasse über, soweit diese nach Gesetz und Satzung Leistungen zu gewähren hat.

Wie sieht nun eine derartige Schadenersatzforderung der Krankenkasse aus?

Nehmen wir an, der Versicherte war vom 1. März bis 30. April arbeitsunfähig krank und hatte ein bei-

tragspflichtiges Einkommen von monatlich 480,— DM, so daß sich ein täglicher Grundlohn von 16,— DM ergibt, nach dem sich die Barleistungen berechnen.

Nach den Bestimmungen der Krankenkassensatzung müßte dem Mitglied gewährt werden:

Für Krankenpflege	360,— DM,
hinzu kommt das Krankengeld in Höhe von	638,40 DM,
insgesamt	998,40 DM.

Diesen Betrag muß der Schuldige der Krankenkasse erstatten.

Der Verletzte kann auch dem Schadenersatzpflichtigen gegenüber nicht etwa gegen Zahlung einer Abfindung verzichten, da im Rahmen der Leistungspflicht seine Ansprüche auf die Krankenkasse übergehen.

Noch teurer wird die Angelegenheit, wenn der Versicherte ins Krankenhaus eingeliefert wird. Nehmen wir an, stationäre Behandlung in einem Krankenhaus hätte stattgefunden vom 1. bis 30. April = 30 Tage. Für die Leistungen kommen jetzt in Ansatz:

Für Krankenpflege	360,— DM,
für den Unterhalt im Krankenhaus	240,— DM,
Krankengeld	313,60 DM,
Hausgeld	208,80 DM,
insgesamt	1122,40 DM.

Neben der Forderung des Verletzten müßte also der Schädiger 998,40 DM bzw. 1122,40 DM an die Krankenkasse zahlen.

Die Krankenkasse kann und darf auf diese Beträge nicht verzichten, sie wird lediglich zur Vermeidung von Härten eine Ratenzahlung gestatten.

Ist der Verletzte selbst schuldhaft beteiligt, so kann ihm nach der Krankenkassensatzung für die Dauer der Krankheit das Krankengeld ganz oder teilweise versagt werden.

Eine Schlägerei bringt nichts ein — weder für den Schläger noch für den Geschädigten.

Als Schlußstein: DER NEUE BRUNNEN

ALLES
LEBEN
FLIESST
RASTLOS
EILT'S
DAHIN

BESINNT
EUCH
RINGT
NACH
DEM
SEGEN
ERKENNET
NOT

Die Worte zieren den Brunnen in unserem Freibad, das am 1. Mai wieder seine Pforten öffnete. Der Brunnen — von dem Dortmunder Bildhauer Bayer geschaffen — ist der „Schlußstein“ in dem großen Werk, das mit dem ersten Spatenstich für das Freibad am 1. September 1951 begonnen wurde und das in der Errichtung von Kabinen und Hallen und weiträumigen Grünanlagen seine Vollendung fand.

156 000 Besucher wies das Bad — das durch seine Umwälzanlage stets sauberes Wasser enthält und allein schon aus diesem Grunde von den „Wasser-ratten“ so sehr bevorzugt wird — in der letzten Badesaison auf. Schon in den ersten Maitagen wurde das Bad wieder ein gesuchter Aufenthaltsort. Es ist übrigens die Heimat der Schwimmabteilung des FS 98, deren Vorsitzender unser Bademeister Arnold Keuning ist.



Unser Freibad mit all seinen Anlagen ist aus dem Sorgen um Erholung und Freude und Gesundung geboren. Es ist aus dem Arbeitsschweiß der Stirnen und Fäuste der Mitarbeiter unserer Hütte entstanden. Das sollte Grund genug für jeden Besucher sein, uns bei der Erhaltung und Pflege der schönen Anlagen zu helfen.

Von einem, der auszog zu guten Taten

„Papa“, fragte neulich mein Halb-
wüchsiger, „ist es wirklich wahr, daß
eine gute Tat sich lohnt?“

„Gewiß“, nickte ich und sah von der
Zeitung auf, „sie trägt ihren Lohn in
sich. Wie kommst du darauf?“

„Unser Studienrat hat gesagt, die
Pfadfinder in Amerika müssen jeden
Tag eine gute Tat begehen, und wir
sollen uns daran ein Beispiel nehmen.“

„Ganz meine Meinung“, bekräftigte
ich. „Man kann nicht früh genug an-
fangen, gute Taten zu üben. Es gibt
ein schönes Gedicht von Matthias
Claudius. Darin heißt es: ‚Wohltaten,
still und rein gegeben, sind Tote, die
im Grabe leben, sind Blumen, die im
Sturm bestehen, sind Sternlein, die
nicht untergehn.‘“

„Pfundig“, sagt Wolf begeistert. „Von
jetzt an werde ich auch Gutes tun!“

„Tue das, mein Sohn“, erwiderte ich
gerührt und las weiter.

Am andern Tag saß Wolf mit einer
knallroten Backe am Tisch.

„Nanu?“ wunderte ich mich, „hat man
dir eine geschmiert? Es sieht ganz
danach aus.“

Der Junge war verstimmt. Er senkte
den Blick und wollte nicht recht mit
der Sprache heraus.

„Nun red' schon“, ermunterte ich ihn.

„Was hast du denn schon wieder an-
gestellt?“

„Meine erste—gute—Tat“, druckte er.
„Da bin ich aber gespannt!“

Wolf berichtete widerstrebend: „Es
war nach der Turnstunde, auf dem
Heimweg, vor dem Postamt. An der
Mauer lehnten Fahrräder. Ich sah, wie
eins abrutschte und umfiel. Mitten auf
dem Weg lag es. Ich ging gleich hin
und hob es auf. Ich wollte es gerade
an die Wand stellen, da kam einer
von hinten. Er gab mir eine unver-
schämte Ohrfeige und riß mir das Rad
aus den Händen. ‚Verdammter Bengel‘,
hat er mich angeschnauzt, ‚mein Rad
willst du stehlen?‘ Es war ein Mann
mit einer Lederjoppe. Zuerst hat er
mir nicht geglaubt, daß ich das Rad
bloß aufheben wollte. Aber als ich
sagte, wie ich heiße, und daß er mit
zu meinem Vater kommen möchte,
ließ er meinen Arm los. Dann hat er
gesagt, es täte ihm leid, und es sei
ihm schon einmal ein Rad gestohlen
worden. Und das hat er mir geschenkt,
als Schmerzensgeld.“

Wolf zog ein Zweimarkstück aus der
Hosentasche und legte es auf den
Tisch.

„Pech gehabt, mein Junge“, beschwich-
tigte ich, „aber immerhin — der Mann
hat wenigstens versucht, sein Unrecht
gutzumachen.“

„Nie werde ich wieder ein fremdes
Rad aufheben“, maulte mein Sohn.

Wenige Tage später war ein tüchtiges
Matschwetter. Ich gedachte, meine
zwiegenähten wasserdichten Berg-
stiefel anzuziehen, aber ich konnte sie
nicht finden. Meine Frau und ich
durchstöberten die ganze Wohnung.
Die Zwiegenähten waren verschwun-
den. Wir standen vor einem Rätsel.
Als Wolf aus der Schule kam, knöpfte
ich ihn mir vor. „Weißt du vielleicht,
wo meine Bergstiefel sind?“

„Ja, Papa“, nickte er arglos, „die habe
ich dem alten Peter geschenkt, weil
er keine Schuhe mehr hatte. Es war
eine gute Tat.“

„Gute Tat?“ brüllte ich los, indem ich
die Faust auf den Tisch schlug. „Bist
du denn wahnsinnig geworden? Du
hast überhaupt nichts zu verschenken,
was dir nicht gehört! Merk dir das
ein für allemal! Das einzige, was dir
gehört, wäre eine Tracht Prügel.“

Der Junge fiel aus allen Wolken.
„Aber Papa“, sagte er kleinlaut, „du
hast doch selbst gesagt, ‚Wohltaten,
still und rein gegeben, sind Tote, die
im Grabe leben ...‘“



„Aber nicht auf meine Kosten“, pol-
terte ich. „Du verschenkst mir nichts
— dir nichts meine guten Bergstiefel,
und ich selber gucke nun in den
Mond.“

„Du hast doch noch andere Schuhe,
Papa, braune und schwarze, aber aus
den kaputten Latschen, die der alte
Peter anhatte, quietschte das Wasser
‘raus.“

„Ach, hör mir doch mit dem alten
Peter auf, diesem Trottel, der nichts
weiter kann, als im Park herum-
zulungern und Maulaffen feilzuhalten.“

„Er ist eben ein alter Mann, Papa.
Was soll er denn sonst machen? Er
füttert immer die Meisen im Park,
und die Eichhörchen fressen ihm aus
der Hand. Wenn du auch mal so alt
wirst wie der alte Peter, dann nennen
dich andere Leute vielleicht auch einen
Trottel ...“

Dieser Hieb saß. Mein Sohn hatte es
fertiggebracht, mich zu beschämen.
Ob gewollt oder ungewollt — seine
Logik war zwingend und nötigte mir
Respekt ab. „Hm“, sagte ich ein-
lenkend, „also gut. Der alte Peter soll
meine Zwiegenähten in Gottes Namen
behalten. Aber ein andermal frage ge-
fälligt, ehe du etwas aus dem Hause
schleppst.“

„Jedenfalls habe ich mir eine gute Tat
viel leichter vorgestellt“, bemerkte
Wolf. Er steckte die Hände in die
Hosentaschen, zog den Kopf in den
Nacken und stelte trostbedürftig in
die Küche hinüber zu seiner Mutter.

Gert Lynitz



Der tägliche Kram



Der tägliche Kram — der so notwendige — nimmt uns gequälte Menschen des heutigen Alltags derart in seine Zange, daß er uns kaum den Atem zu einem ebenso notwendigen befreienden Lachen läßt. Wir sind oft viel mehr krank, als uns ein Arzt bescheinigen kann. Wir sollten öfter zu den Büchern Erich Kästners greifen, wie sie der Cecelie Dreßler Verlag, Berlin W 15, in guter Aufmachung herausbringt — beispielsweise zur „Lyrischen Hausapotheke“, die in richtiger Dosierung alle unsere seelischen Schmerzen zu heilen vermag.

Kästner ist ein Tausendsassa: er spielt auf dem Instrument des Humors in Dur und Moll. Da ist „Die verschwundene Miniatur“, diese humorvolle Kriminalaffäre, in die der brave Fleischermeister Külz hineinschlittert — man sucht und liest sie mit viel Freude.

Da sind die prächtigen „Kinderbücher“, die auch der eisgraue Zeitgenosse immer wieder zur Hand nimmt: „Das doppelte Lottchen“, „Das fliegende Klassenzimmer“, „Pünktchen und Anton“ und vor allem auch „Emil und die Detektive“.

Und da sind die kleinen Bissigkeiten, die uns in eine Zeit zurückführen, an die wir nicht gern und deshalb zu wenig denken: „Der tägliche Kram“ mit Gedichten, Chansons und Stories aus den Jahren 1945 bis 1948 und „Die kleine Freiheit“ mit Liedern, Glos- sen und Kurzgeschichten aus den Jahren 1949 bis 1952. Man sollte sich die kleine Freiheit nehmen, um sich den täglichen Kram mit Humor in Distanz zu halten und durch die rosenrote Brille des Humors schmunzelnd zu betrachten.

„Bei Durchsicht meiner Bücher“, diese sozialen, politischen, gesellschaftskritischen Gedichte Kästners — vier vor 1933 erschienenen Bänden entnommen — waren damals beißende Feststellung, küh- ner Ausblick — heute sind sie in vielem aktuell wie eh und je: Kritik am Zeitgeschehen. Daß Kästner uns auch bittere Pillen mit etwas Zucker des Humors zu versüßen versteht, das macht ihn uns immer wieder liebenswert.



Aus deutschen Auen und Gauen . . .

BERLIN

Der Berliner Funkturm



Wir hatten in unserer Ausgabe vom August 1955 eingehend über Berlin berichtet als das „Symbol des Freiheitskampfes“. Heute beginnen wir mit der Wiedergabe von Eindrücken aus und um Berlin, auch aus Ostberlin, wie sie nicht jeder Besucher unserer alten — und hoffentlich bald wieder endgültigen — Hauptstadt gesehen und erlebt hat. Sie sollen jeden von uns anregen, mehr als bisher an die „Insel hinter dem Eisernen Vorhang“ zu denken und — mehr denn je die Wiedervereinigung Deutschlands in Freiheit anzustreben.

Wenn die Nachtmaschine mit gedrosselten Motoren über den rechten Flügel abkippt und zum weiten Bogen ausholt, ehe sie die Einflugschneise des Flughafens Berlin-Tempelhof ansteuert, bietet sich dem Fluggast vom Kabinenfenster ein eigenartiges Bild. Das von buntem Licht erfüllte lebenssprühende nächtliche Panorama einer Weltstadt reißt jäh ab. Wie weiße Perlenschnüre durchbricht nur noch die Beleuchtung größerer Straßen die dunkle Tiefe; aus Wohnhäusern fallen gelbe Tupfen; sehr selten huscht ein Neonlicht vorüber.

Diese Nachtstelle zwischen Hell und Dunkel ist der Eisernen Vorhang. Nirgends in der Welt ist er mit so dramatischer Symbolik erkennbar wie hier beim fliegenden Überwechseln aus dem sowjetischen Sektor nach Westberlin.

Noch bevor dieser Eindruck recht ins Bewußtsein gelangt ist, liest der Passagier auf dem Gangway das „Willkommen in Berlin“. Er betritt eine Stadt, in der zwei Welten zusammenstoßen und doch gezwungen sind, Tür an Tür zu leben — die beiden für unseren Erdball bestimmenden politischen Welten.

Berlin ist heute nicht mehr als Brennpunkt weltpolitischen Geschehens in aller Munde. Aber deshalb ist die Stadt nicht weniger interessant geworden. Nach wie vor ist sie erfüllt von Problemen, ein gespaltenen Körper, dessen Hälften ein unterschiedliches Eigenleben führen. Der auf einen Sprung hergekommene Besucher spürt vermutlich nichts davon. Sein Hotelbett ist genauso weich wie anderswo. Die Menschen auf den Straßen sind nicht trauriger und nicht fröhlicher als in anderen Städten. Bahnen und Taxis fahren wie in anderen Metropolen, denn selbst der Torso Westberlin vereint mit seinen zwölf Bezirken zwölf Großstädte. Und doch . . .

Zug fährt nach Pankow!

ruft die Fahrdienstleiterin auf dem Untergrundbahnhof Zoologischer Garten aus. Und es kann sein, daß sie dabei sächzelt, ebenso wie der — zur Zeit noch — allgewaltige spitzbärtige Ulbricht, der in Pankow die Regierungsgeschäfte der sogenannten Deutschen Demokratischen Republik führt. Dann gehört sie zu den Hunderttausenden, die diese „Demokratie“ sowjetischer Prägung eines Tages nicht mehr ertragen und mit einem Kofferchen in Westberlin Zuflucht gesucht haben. Man sieht es dem Zug nicht ohne weiteres an, ob er ein „östlicher“ oder ein „westlicher“ ist. Schaffner und Zugführer tragen hüben und drüben die gleiche Uniform. Ihr Arbeitgeber sind in beiden Fällen die Berliner Verkehrsbetriebe, kurz BVG — und doch sind es zwei verschiedene Arbeitgeber: die BVG (West) und die BVG (Ost).

Die Zeit der gegenseitigen Illegalitätserklärungen unmittelbar nach der Spaltung Berlins ist vorüber. Es ist eine bittere Wahrheit, daß in Berlin alles zweimal vorhanden ist: die Verwaltung, die Wasserwerke, die Müllabfuhr, die Universität, die Währung. Aber das Doppelte gibt kein Ganzes...

Zwar ist der Burgfriede bei der U-Bahn kein herzlicher; an der Sektorengrenze wird von beiden Seiten genau darüber gewacht, daß Zug und Gegenzug sich treffen und nicht etwa der bei der Spaltung vorhandene Bestand an Zügen in beiden Teilen der Stadt verringert wird. Aber schon hier zeigt sich, daß auch die böseste politische Absicht den gewachsenen Organismus einer Millionenstadt

stadt. Und wer fährt schon gern durch den Ostsektor, wenn er beispielsweise von Charlottenburg nach dem Wedding will? Niemand möchte den Inhalt seiner Akten- oder Einkaufstasche gern von fremden Schnüfflern durchwühlen lassen. Kontrolle ist eines der Wörter, ohne die das System auf der anderen Seite nicht existieren könnte. Immerhin, die U-Bahn fährt wenigstens ungehindert über die Sektorengrenzen. Alle Versuche, diesen Zustand auch im Straßenbahnverkehr wiederherzustellen, sind bisher gescheitert. An der Sektorengrenze ist Endhaltestelle. Wer weiterfahren will, muß den Weg bis zur ersten Haltestelle im anderen Sektor zu Fuß zurücklegen. Dazwischen sind die Schienen verrostet.



Berlin war eine tote Stadt

auf die Dauer einfach nicht völlig zerschneiden kann. Man stellt die Fahrpläne gemeinsam auf und ist auch sonst bei der technischen Unterhaltung aufeinander angewiesen. Wie überhaupt die mit Realitäten rechnende Vernunft der Techniker auch auf der anderen Seite politisches Übelwollen durchbricht. Darüber reden die Fachleute nicht gern. Der Rest an Kontakt ist für die Gesamtheit zu wichtig, als daß er von Unklugen aufs Spiel gesetzt werden dürfte.

Die U-Bahn

war einmal das Massenverkehrsmittel innerhalb der Stadt. Heute trägt ihre mangelnde Ausnutzung wesentlich zu dem Millionendefizit der West-BVG bei. Sie ist angelegt für ganz Berlin und nicht für eine gesplante Stadt. Der Hauptknotenpunkt ihrer Linien liegt in der Friedrich-

Völlig anders ist es wieder mit der S-Bahn. Sie verkehrt in Ost und West. Auch in Westberlin wird die S-Bahn von der ostzonalen Reichsbahndirektion betrieben. Das Bahngelände und die — meist ziemlich verlotterten — Bahnhöfe unterstehen ihrer Verwaltung. Westberliner Polizei tritt das Bahngelände innerhalb der Bahnsteigsperrn nur, um unmittelbare Sicherheits- und Hilfsmaßnahmen durchzuführen. Dennoch verkauft die S-Bahn — ebenso wie die Fernbahn — Fahrkarten an Westberliner nur gegen das so geschmähte Westgeld. Trotz der östlichen Zuständigkeit kann man auf den Bahnsteigen nur westliche Waren und Zeitungen gegen Westmark kaufen, höchstens östliche Reklamen für Konzerte oder andere nicht ausgesprochen politische Veranstaltungen sind zu sehen. Die Einnahmen aus der Vermietung von Kiosken usw. gehen an die Liegenschaftsverwaltung der westdeutschen Bundesbahn.



Rathaus Schöneberg, der Regierungssitz Westberlins

Die Wasserwege

Die Viermächtevereinbarung über die S-Bahn ist eine der unerfreulichsten Erinnerungen, die noch aus der Zeit der Freundschaft der seinerzeitigen Siegermächte stammen. Dazu gehört auch die Bestimmung, daß die Kontrolle über die Wasserwege der östlichen Seite obliegt. Der Schleusenmeister, der in Westberlin auf der Spree den Ausflugsdampfer nach dem ebenfalls im Westen gelegenen Wannsee durchschleust, ist daher Angestellter der ostzonalen Wasserstraßendirektion. Das ändert nichts daran, daß bisweilen ein Schiffer mit seinem Kahn während der Durchfahrt durch Westberlin aus seinem östlichen

Vor einem Arbeitsamt — Immer noch ist die Arbeitslosigkeit sehr groß und drückend



Schleppzug ausschert und samt Kahn und Ladung bei der westlichen Verwaltung um Asyl nachsucht; die Ladung wird dann später von den Auftraggebern abgeholt.

So recht faßbar sind auch den Berlinern selbst die Vereinbarungen der Westalliierten mit den Sowjets über den Verkehr, die Exklaven und Enklaven noch nicht geworden. Warum muß das Denkmal für die Rote Armee, die bei der Bevölkerung eine wenig rühmliche Erinnerung genießt, ausgerechnet diesseits des Brandenburger Tores im Tiergarten stehen? Sowjetische Wachmannschaften sind auch noch an anderer Stelle in Westberlin zu finden, am Fuße des gerade 30 Jahre alt gewordenen Funkturms. Wenn ein russischer LKW den Kaiserdamm in Richtung Reichskanzlerplatz hinauffährt, dann wissen die Berliner: es ist Wachablösung im langsam, aber stetig verkommenen Funkhaus in der Masurenallee. Seit vor Jahren der kommunistische Berliner Sender hier auszog, steht das Haus leer. Der Sender Freies Berlin muß sich mit unzulänglichen Räumen behelfen und baut 200 Meter weiter neue Studios aus, während hier ein eigens als Funkhaus errichtetes Gebäude ohne Verwendung nur aus Schikane besetzt gehalten wird und verfällt. Auf Fragen und Forderungen haben die Westalliierten nur ein Achselzucken: Viermächtevereinbarung — tabu.

Wo hingegen Westberliner Ortsteile im Gebiet der Sowjetzone liegen, sind die Viermächtevereinbarungen — die



Luftbrückenehrenmal am Flugplatz Berlin-Tempelhof

selbst die Berliner Regierung noch nicht zu Gesicht bekommen hat — offenbar nicht so eindeutig. Die Einwohner müssen in Versorgung, Verkehr, Postzustellung usw. Schikanen wechselnder Intensität von östlichen Organen erdulden.

Berlin wird oft eine Insel genannt

Diese Bezeichnung deutet die Probleme, mit denen die Stadt seit Jahren zu ringen hat, nur zum Teil an. Eine Insel kann mit dem Festland verkehren, und sie hat ein Hinterland. Die Verkehrswege, die von Westberlin in die Bundesrepublik führen, sind vorgeschrieben und kontrolliert. Das gilt auch für den Luftweg. Denn die Luftkorridore sind festgelegt; die Höhe, in der die Maschinen zu fliegen haben, ist vorgeschrieben. Jede Maschine wird den Sowjets gemeldet. Die Alliierte Luftsicherheitszentrale ist die einzige Viermächteinstitution, die im sonst leer-

stehenden Haus des ehemaligen Alliierten Kontrollrats noch arbeitet.

Dieses Abgeschnittensein von den natürlichen Rohstoffquellen und den Absatzgebieten der näheren Umgebung ist aber nur eine der Schwierigkeiten, die mit der Spaltung der Stadt zu den bereits bestehenden hinzukam. Es begann damit, daß in Berlin im Gegensatz zu den damaligen Westzonen kraft alliierter Befehle alle Konten gesperrt wurden und alle Versicherungen und Banken nicht mehr arbeiten durften. Die große Zahl der zentralen Dienststellen in der Reichshauptstadt hatte mit dem Zusammenbruch ohnehin aufgehört zu bestehen. Die Produktionsanlagen der Berliner Wirtschaft wurden von den Sowjets zu 85 Prozent demontiert. Als das erste Leben in der Wirtschaft wieder zu erwachen begann, kamen die nächsten Schläge: Währungsreform mit zwei Geldsorten verschiedenen Wertes, nebenbei neuerliche Sperre der Konten, denn die städtische Bankzentrale und das Postscheckamt hatten ihren Sitz im Ostsektor. Blockade. Das Chaos der Doppelwährung, in deren Zeit auch im Westen Berlins die Löhne zu 75 Prozent in Ostmark und nur zu 25 Prozent in Westmark gezahlt wurden, während alle aus den Westzonen importierten Güter nur in Westmark bezahlt werden mußten, abgesehen von den wichtigsten Nahrungsmitteln. Firmen verloren für ihre Produktion notwendige Fertigungsstätten, weil diese im Ostsektor lagen. Gewerbetreibende wurden von heute auf morgen zu Sozialunterstützungsempfängern, weil sie ihren jahrelangen Wohnsitz im Westen der Stadt nicht wegen der zweifelhaften Aussicht aufgeben wollten, ihren Betrieb im Ostsektor aufrechterhalten zu können. Geschäftspartner von gestern waren nicht mehr erreichbar, weil das Geld, mit dem sie zahlen konnten, praktisch wertlos war.

Der Start war schwer

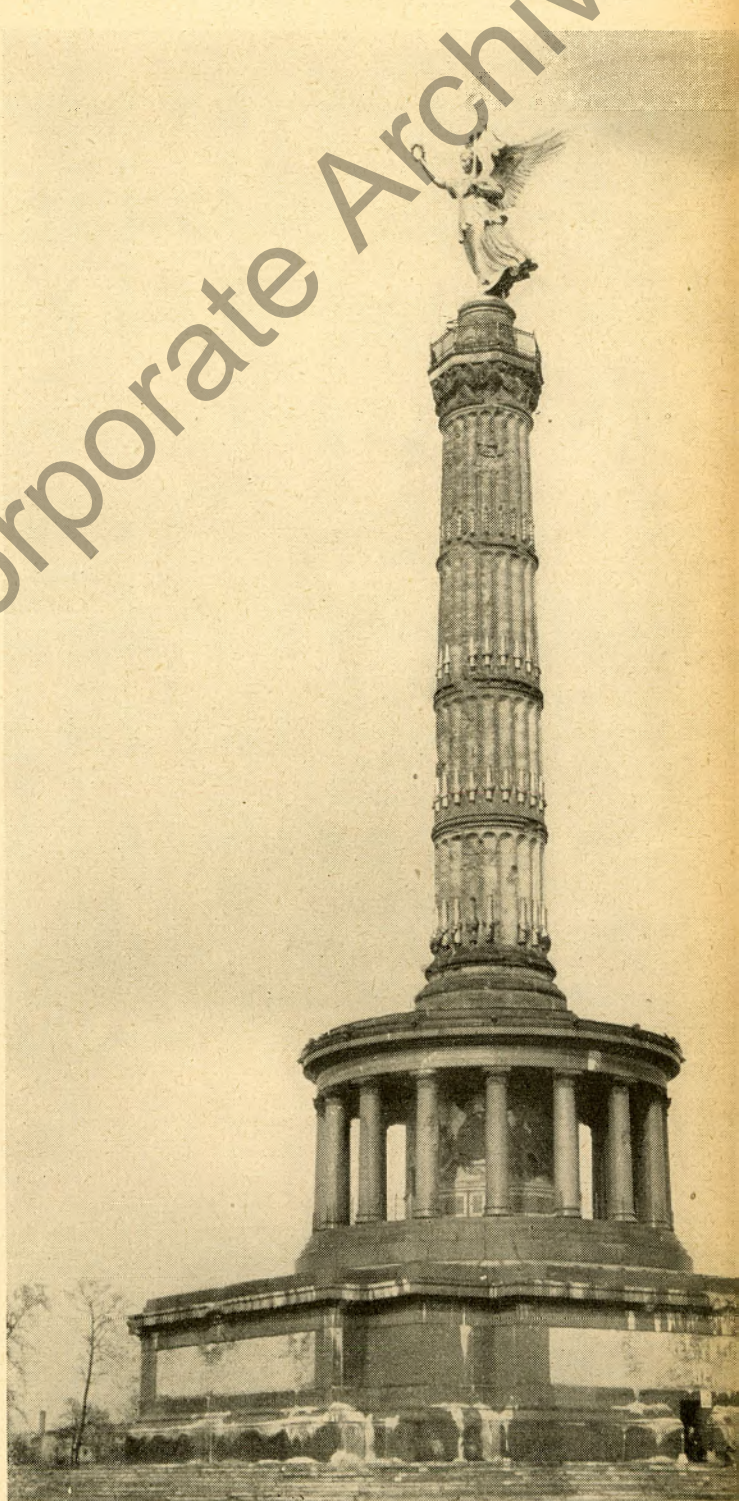
Dieser Rückblick ist notwendig, um einen Begriff von der Schwere des Starts zu geben, der nun folgte. Er begann in einer nie dagewesenen Massenarbeitslosigkeit, die noch heute nicht beseitigt ist und die in besonders tragischer Weise das Heer von Angestellten trifft, die einmal in den Hauptverwaltungen der Konzerne, der Versicherungen, der Banken, in den zahlreichen Ministerien und zentralen Dienststellen der Reichshauptstadt ihren Arbeitsplatz hatten. Jahr um Jahr gehen sie stempeln, hoffen auf eine Besserung, auf die Wiedervereinigung, die mit einem Schlage alles ändern würde. Und sie sind dabei nicht jünger geworden. „Zu alt“ ist die stereotype Antwort, die sie auf ihre Bewerbungen erhalten. Außerdem: sie sind sieben, zehn Jahre, ja bisweilen seit 1939 aus dem Beruf. Das Warten und das Leben von Almosen hat sie materiell zerstört und seelisch zermürbt. Wie wird ihr Alter aussehen, wenn sie in den besten Jahren ihres Lebens mit dem üblicherweise höchsten Gehalt keine Beiträge zur Sozialversicherung gezahlt haben? Aber Berlin mußte sich abfinden mit der Tatsache, daß die Stadt in ihrer Mitte zerschnitten ist.

Alles dreht sich um Politik

Den Berlinern wird häufig nachgesagt, sie könnten keinen Satz zu Ende reden, ohne auf die Politik zu sprechen zu kommen. Das liegt nicht an den Berlinern. Was man in dieser Stadt anfaßt, hängt irgendwie mit Politik zusammen. Nie ist eine Grenze so verrückt gezogen worden wie die zwischen dem Osten und dem Westen dieser Stadt. Die Rohrnetze der Wasserversorgung, die Gasrohre, die

Kabel der Elektrizitätswerke und der Post sind willkürlich, ohne Rücksicht auf die Notwendigkeiten getrennt. Als sie gelegt wurden, waren die Sektoren noch nicht erfunden. Daß in einem Stadtteil, der früher einmal von einem im jetzigen Ostsektor gelegenen Wasserwerk versorgt wurde, eine neue Druckrohrleitung gelegt werden muß, ist politisch bedingt. Ob ein Klärwerk gebaut wird, ist eine politische Entscheidung; denn vielleicht gefällt es dem östlichen Nachbarn eines Tages, die Schieber der Abwasserleitungen zu den Rieselfeldern auf sowjetzonalen Gebiet zu schließen. Das „Kraftwerk Ernst Reuter“ wurde aus

Die Siegestsäule



politischen Gründen ausgebaut, um die Stromversorgung Westberlins auch in Spitzenverbrauchszeiten unabhängig zu machen. Der Festsetzung der Zahl der Studenten an der Freien Universität liegen politische Überlegungen zugrunde. Einige Tausend junger Menschen aus dem Gebiet der Sowjetzone genießen an den Berliner Hoch- und Fachschulen den Wert der Freiheit von Lehre und Forschung. Die Hochschulen Westberlins, insbesondere die spontan gegründete Freie Universität, würden ihren Sinn verfehlen, wollten sie ihre Pforten den jungen Menschen aus dem sowjetisch besetzten Teil Deutschlands verschließen.

Westberlin ist das Schaufenster des Westens nach dem Osten

Es ist das einzige dieser Art. Nicht zuletzt aus der Erkenntnis, daß eine dauernde Demonstration demokratischer Lebensform ein Herd dauernder Beunruhigung, ein stets fließender Quell zur Stärkung der Abwehrkräfte

sondern auch den Eintritt für all diese Veranstaltungen in ihrer Währung zu bezahlen.

Reden wir von den Menschen dieser Stadt

Von denen jenseits und von denen diesseits dieser Linie, die durch das Brandenburger Tor und über den Potsdamer Platz läuft, manchmal so unsinnig, daß ein Haus in jenem Sektor liegt, der Hauseingang aber nur von diesem Sektor aus zu erreichen ist.

Sie alle sind Berliner. Die einen stehen vor den Auslagen der Geschäfte und multiplizieren den Preis mit fünf — „Ostgeld wird zum Tageskurs in Zahlung genommen“. Andere sind „Grenzgänger“. Sie wohnen im Westen und arbeiten im Osten oder umgekehrt. Ihre Einkünfte fließen über die Lohnausgleichskasse. Der Arbeitsverdienst, den ein Westberliner im Osten der Stadt erzielt, würde im Kurswert vielleicht bestenfalls ausreichen, um die Miete zu bezahlen. Damit er leben kann, müssen die Ostberliner,



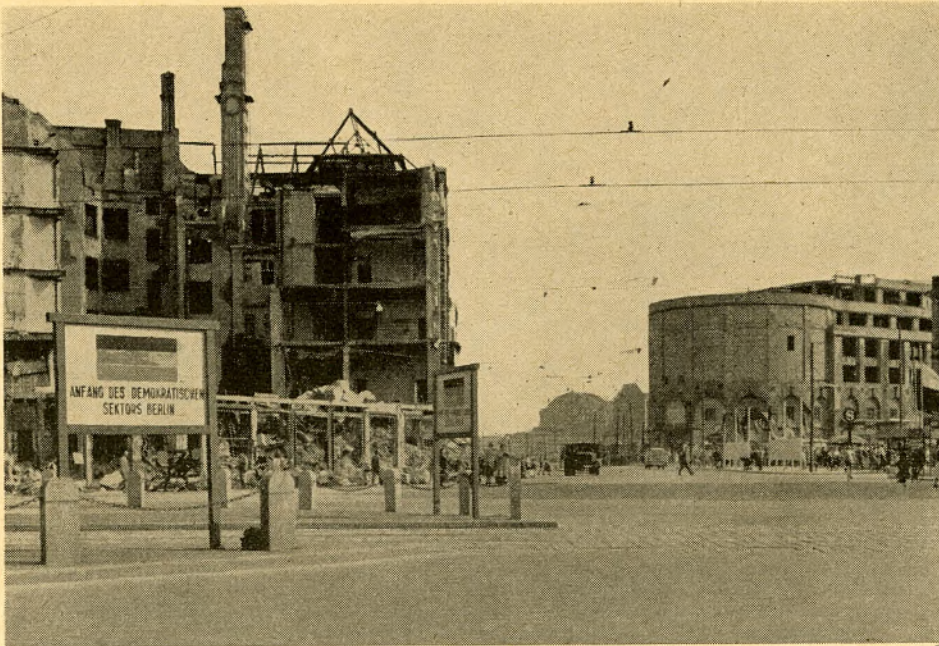
Das Brandenburger Tor - Blick in den Ostsektor auf die Straße „Unter den Linden“. Im Hintergrund der Turm des alten Berliner Rathauses

gegen die Versuche zur Sowjetisierung Mitteldeutschlands sein würde, ist die Blockade vor acht Jahren begonnen worden.

Erst aus diesem Gesichtspunkt wird es dem Außenstehenden vielleicht deutlich, warum Ausstellungen und Messen in Berlin veranstaltet werden müssen, in denen sich die Bundesrepublik als Hort freiheitlich-demokratischer Lebens- und Wirtschaftsform mit ihren Leistungen zeigt; warum Theater und Oper weltstädtisches Niveau halten müssen — auch wenn mancher meint, eine arme Stadt solle das Geld dafür lieber sparen; wieso es notwendig ist, daß die Menschen aus dem Osten der Stadt und aus allen Teilen der Sowjetzone die Möglichkeit haben müssen, nicht nur die Verkehrsmittel gegen Ostgeld zu benutzen,

die im Westen arbeiten, den größten Teil ihrer verdienten Westmark im Tausch 1 : 1 gegen Ostmark abgeben.

Da sind die Flüchtlinge, deren Fluchtgründe für eine Notaufnahme nach dem Gesetz nicht anerkannt werden. Vielleicht hatten sie es einfach satt, länger in der Atmosphäre der Unfreiheit zu leben; vielleicht trieb sie auch nur der Wunsch nach einer Rente oder Pension in der begehrten Westmark. Aber sie sind da. Sie sind „Illegale“, werden vom Sozialamt unterstützt, haben keinen Anspruch auf Zuteilung von Wohnung oder Arbeit, leben meistens in Lagern, wissen nicht, wann dieser deprimierende Zustand beendet sein wird. Wer will sie verurteilen, wenn sie mit verbotener Schwarzarbeit ihr Los zu verbessern suchen?



Ein Blick auf Ostberlin
Rechts das frühere
Café Vaterland

In Westberlin leben einige Hunderttausend Rentner und sozialunterstützte alte Menschen, denn die Überalterung ist wesentlich stärker als anderswo. Auch sie stehen mit bitteren Gefühlen vor den Auslagen, denn das bißchen Geld, das sie erhalten, reicht vielfach nicht einmal für das Nötigste. Gerade unter ihnen gibt es viele, denen die Freude ihres Alters genommen worden ist: ihr Kleingarten, in dem sie Abwechslung fanden und der ihnen etwas Zusätzliches zum Lebensunterhalt einbrachte. Dieser Kleingarten liegt irgendwo jenseits der Grenze Berlins in der „Zone“. Seit Jahren dürfen sie nicht mehr hinfahren. Was sie liebevoll gepflegt haben, verkommt, oder andere haben den Nutzen von ihrer Arbeit.

An der Nahtstelle

Man muß unterscheiden zwischen dem Sowjetsektor Berlins und der sowjetisch besetzten Zone. Jeder Westberliner kann ohne weiteres den Ostsektor betreten. Wer aber in die Sowjetzone will, braucht einen Passierschein der Ostberliner Verwaltung. Ohne stichhaltigen Grund erhält im allgemeinen keiner einen solchen Passierschein. Es ist schon ein großes Entgegenkommen, wenn den Westberlinern zwei- oder dreimal gestattet wird, die außerhalb des Stadtgebietes gelegenen Friedhöfe aufzusuchen und die Gräber ihrer Angehörigen zu pflegen. Der Passierschein kostet 3 DM West, versteht sich, und stundenlanges Anstehen bei einer Ostberliner Verwaltungsstelle ist die Voraussetzung, daß man ihn bekommt.

Hier klingt ein Problem an, dem der Bundesrepublikaner verständnislos gegenüberstehen muß: Hunderttausende haben die Stadt seit sechs, sieben und mehr Jahren nicht verlassen. In die Sowjetzone wollen oder können sie nicht, für eine Reise nach Westdeutschland reicht das Geld nicht. Und wenn sie einmal hinausfahren aus der Enge der Mauern, stoßen sie überall auf Grenzen. „Inselkoller“ nennen die Berliner sarkastisch die seelische Folge dieser ewigen Enge. Für die jungen Menschen ist diese Abgeschlossenheit besonders tragisch. Berlin hat eine schöne Umgebung, ja — aber sie ist für Wanderfahrten und Ausflüge verschlossen. Und in das Stück Grunewald ergießt sich an schönen Tagen mit Verkehrsmitteln, Fahrrädern, Autos und Motorrädern ein solcher Strom von Menschen,

daß von der notwendigen Entspannung in der Natur keine Rede mehr sein kann.

Sie wollen keine Helden sein

Den Berlinern ist oft der Titel Helden zugedacht worden. Er stammt aus der Zeit der Blockade, als die Frauen nachts um zwei Uhr aufstanden, um die turnusmäßigen vier Stunden täglicher Strombelieferung zum Kochen und Bügeln auszunutzen; als man die Kohlenzuteilung für einen ganzen Winter in eine Pfundtüte tun konnte; als es Trockengemüse und Trockenkartoffeln, Trockenmilch und Trockenei gab, und das nur wenig. Hinter der scherzhaften Ermunterung an die Westalliierten, die seinerzeit kursierte: „Bleibt nur hier, wir werden euch schon

Das ist Ostberlin - Propaganda





Pferdegroupe im Tiergarten, mit Blick zum sowjetischen Panzerehrenmal (Vordergrund) und zum Reichstag (Hintergrund) vor der Sprengung

schützen!“, steckt tiefer Ernst. Das Schicksal Westberlins — und nicht nur seines — hing damals am seidenen Faden. Aber die Berliner wollten auch zu jener Zeit keine Helden sein. Vermutlich hätte sich die Bevölkerung jeder anderen deutschen Stadt in der gleichen Situation ähnlich verhalten, zumal, wenn an ihrer Spitze ein Bürgermeister von der unvergleichlichen Größe Ernst Reuters gestanden hätte. Er hatte die Gabe, seinen Optimismus auf die anderen zu übertragen. Und dieser Glaube an die eigene Kraft und Tüchtigkeit ist es vielleicht, der die Berliner in besonderem Maße auszeichnet. Ohne ihn hätte nach den Schicksalsschlägen zwischen den letzten Kriegsjahren und der Aufhebung der Blockade nicht darangegangen werden können, aus dem Chaos einer zerstörten, geteilten, ausgehungerten, demontierten, ihrer Verbindungswege beraubten Stadt mitten in einer feindlichen Umgebung den Aufbau zu beginnen.

Heute stehen in allen Straßen Baugerüste. Der Optimismus hat über die Grenzen der Stadt hinaus gewirkt. Versicherungen, Banken und Handelsgesellschaften bauen Hochhäuser. Die Berliner freuen sich auch über jeden Büropalast, der emporschießt. Die Bauindustrie hat eine Schlüsselstellung für die allgemeine Beschäftigung. Und in Büros müssen hinter den Schreibtischen Menschen arbeiten. Das heißt: weniger Arbeitslose. Vorangegangen ist beim Aufbau die heimische Industrie; ERP-Kredite sind maßgeblich an den Investitionen beteiligt. Trotz aller Erfolge liegt der Produktionsindex für Westberlin gegenwärtig bei 98 gegenüber 206 in der Bundesrepublik.

Wohnungen

In den Randgebieten sind neue und moderne Wohnviertel im Entstehen. Gebaut wird fast nur im sozialen Wohnungsbau. Frei finanzierter Wohnungsbau ist im kapitalarmen Berlin eine Seltenheit. Für den Kämmerer ist es in jedem Jahr ein neues Problem, wie er die Zuschüsse für den sozialen Wohnungsbau finanziert — aber Wohnungen müssen gebaut werden. Über 100 000 Menschen sind als Wohnungsuchende bei den Ämtern registriert. Die umfangreichen Zerstörungen — ganze Stadtviertel waren und sind noch wegrasiert — bieten Berlin die Gelegenheit, großzügig zu planen und modern zu bauen. Von den zerstörten Brücken sind viele in zweckmäßiger Form wiederaufgebaut. Die Straßenplanung ist auf künftige Verkehrsbedürfnisse ausgerichtet, wenn sich der Kraftfahrzeugverkehr im Augenblick auch noch nicht mit dem vergleichbarer Städte in der Bundesrepublik messen kann. Für eine kreuzungsfreie Schnellstraße, die den Verkehr direkt am Ausgang der Autobahn aufnimmt, beginnen in diesen Tagen die Arbeiten. Neue Schnellbahnlinien sind im Entstehen begriffen. Das Schillertheater und ein Konzertsaal sind in neuzeitlicher Form entstanden, an den Wiederaufbau des Opernhauses in der Bismarkstraße wird gerade herangegangen. Mit der Internationalen Bauausstellung 1957 im Hansaviertel will Berlin einen Beitrag zum modernen Bauen liefern. Unter den namhaften Architekten, die mitwirken, befindet sich auch der bekannte Franzose Le Corbusier.

Berliner Luft

Bei all den großen Vorhaben ist eines zu beachten: Die Planung und der Aufbau müssen den Erfordernissen der Gegenwart gerecht werden und gleichzeitig auf die Zukunft — die Wiedervereinigung der Stadt — abgestellt sein. Das ist nicht immer einfach, denn die City hat sich nach dem Westen verlagert. Ihr Zentralpunkt liegt in der Zoogegend, wo mit aller Kraft an dem Aufbau eines neuen Konfektionsviertels gewirkt wird. In Steglitz und Neukölln sind völlig neue Geschäftsviertel großen Ausmaßes entstanden. Banken und Versicherungen konzentrieren sich wiederum in der Zoogegend, wo auch die neue Börse ihren Platz hat.

Der Besucher findet eine lebenssprühende und betriebsame Stadt. Gewiß, die Menschen unterscheiden sich, im ganzen gesehen, nicht von denen anderswo. Die Masse ist arbeitssam und zielstrebig, zu ihnen gehören Wagemutige und Verzagte, rigorose Geschäftemacher und Kriminelle, Schieber und — an diesem Schnittpunkt von Ost und West nur natürlich — Nachrichtenzuträger und gescheiterte Existenzen, Reiche und Arme. Der Besucher findet aber auch eine einzigartige Atmosphäre, wenn er die Augen öffnet. Vielleicht wird er bemerken, daß die Aufgeschlossenheit für politische Probleme größer ist als anderswo. Und das ist gut so, denn wer ist eher berufen als die Berliner, zu sprechen, zu fordern und zu mahnen für die, die hinter dem Eisernen Vorhang wohnen und Deutsche sind genauso wie die davor.

(Fortsetzung folgt)



Ein Symbol alter und neuerblühter Kultur: das Schillertheater

Blick von der Stegessäule auf Moabit und einen Teil des Tiergartens



Der Hüttenkieker

Nee, was alles so passiert!
Gut, wenn man es aufnotiert!

Frühling ist's nun allerorten,
Lenz ist's selbst im Ruhrrevier!
Hüttenkieker fehlt's an Worten
für die Blumen-Blütenzier.
Vater schwitzt im Schrebergarten,
Mutter schlägt die Hausputzschlacht,
Hunde aller Rassearten
jaulen in der Vollmondnacht.
Und in unsren Hoesch-Anlagen,
wo jetzt alles grünt und blüht,
hört man Nachtigallen schlagen
sehnsuchtsvoll ihr Liebeslied.
Und die Mädchen, die da wandeln
mit beschwingter Weiberlist,
haben Lust, um anzubandeln.
Was uns gar nicht unlieb ist!

Sitzt Gott Amor hinterm Busch,
macht Vernunft oft husch-husch-husch!

Klettert nun das Thermometer
weiter aufwärts ein paar Grad,
dann zieht frohgemut ein jeder
wieder ins Stockheide-Bad!
Kumpel macht mit Kind und Kegel
dorten „Ferien vom Ich“
und riskiert vergnügt und kregel
einen kleinen Sonnenstich.
Ach, wie aalt man sich so wohlighier,
wo „Nordens Lido“ lacht,
wo der Mensch — nicht nur symbolisch —
fast aus allen Nähten kracht.
Bad Stockheide jetzt vollkommen!
Neuer Brunnen quasi ist
als der Punkt aufs i gekommen.
Wie ihr sicherlich schon wißt.

Juckt die Sonne euch das Fell,
kühlt's vergnügt im Hoesch-Bad schnell!

Hüttenkieker meldet gerne
als Ereignis seltner Art,
daß manch' Hüttenmann in Derne
stolzer Hausbesitzer ward!
Mancher, der bislang nur Wohnung
in unserer Siedlung fand,
sieht als Eigenfleiß-Belohnung
sich im Hausbesitzerstand!

Wahrheit werden jetzt die Träume
vom ersehnten Eigentum.
Und man geht durch „seine“ Räume
grad wie durch ein Königtum.
Werkplatztreue bringt Rendite
dem, der brav zur Hütte hält.
Nicht nur, was die Lohntag-Tüte
ausspuckt, gilt als „bares Geld“!

Eignes Haus und eigener Herd
sind bekanntlich Goldes wert!

Abermals gilt froher Kunde
Hüttenkickers Schreibsamkeit.
Allerorten macht's die Runde:
Hütte kürzt die Arbeitszeit!
Direktion hat's fest versprochen
und schon praktisch ausprobiert:
auch mit weniger malochen
wird dasselbe produziert!
Erster Schritt in die Epoche,
die seit langem angestrebt
und als Vierzig-Stunden-Woche
uns als Ziel vor Augen schwebt!
Freunde! Wird das erst ein Leben,
wenn Fünftagewoche da!
Kann's sie nicht schon morgen geben,
ist sie hoffentlich recht nah!

Freudig sieht der Hüttenmann:
Unser Werk auch hier vorn an!

Mit Verlaub ich noch vermerke,
wie Westfalenhütte sich
zeigt im Kreise der Hoesch-Werke
in Hannover fürtrefflich!
Hoesch-Turm ragt' als Gütezeichen
leuchtturmgleich im Messe- Meer.
Stahlprodukte, sondergleichen,
scharten reich sich um ihn her.
Jedem hätt' man's mögen gönnen,
daß er das, was sich da tat,
hätt' persönlich sehen können.
Das war wirklich „Hoesch-Format“!
Hüttenkieker registrierte:
Jedes Lob und jeder Preis,
den die Hütte dort kassierte,
war gezeugt von unsrem Fleiß!

Dies wär's wieder mal für heut'.
Nächstens mehr! — Adschüß, ihr Leut'!



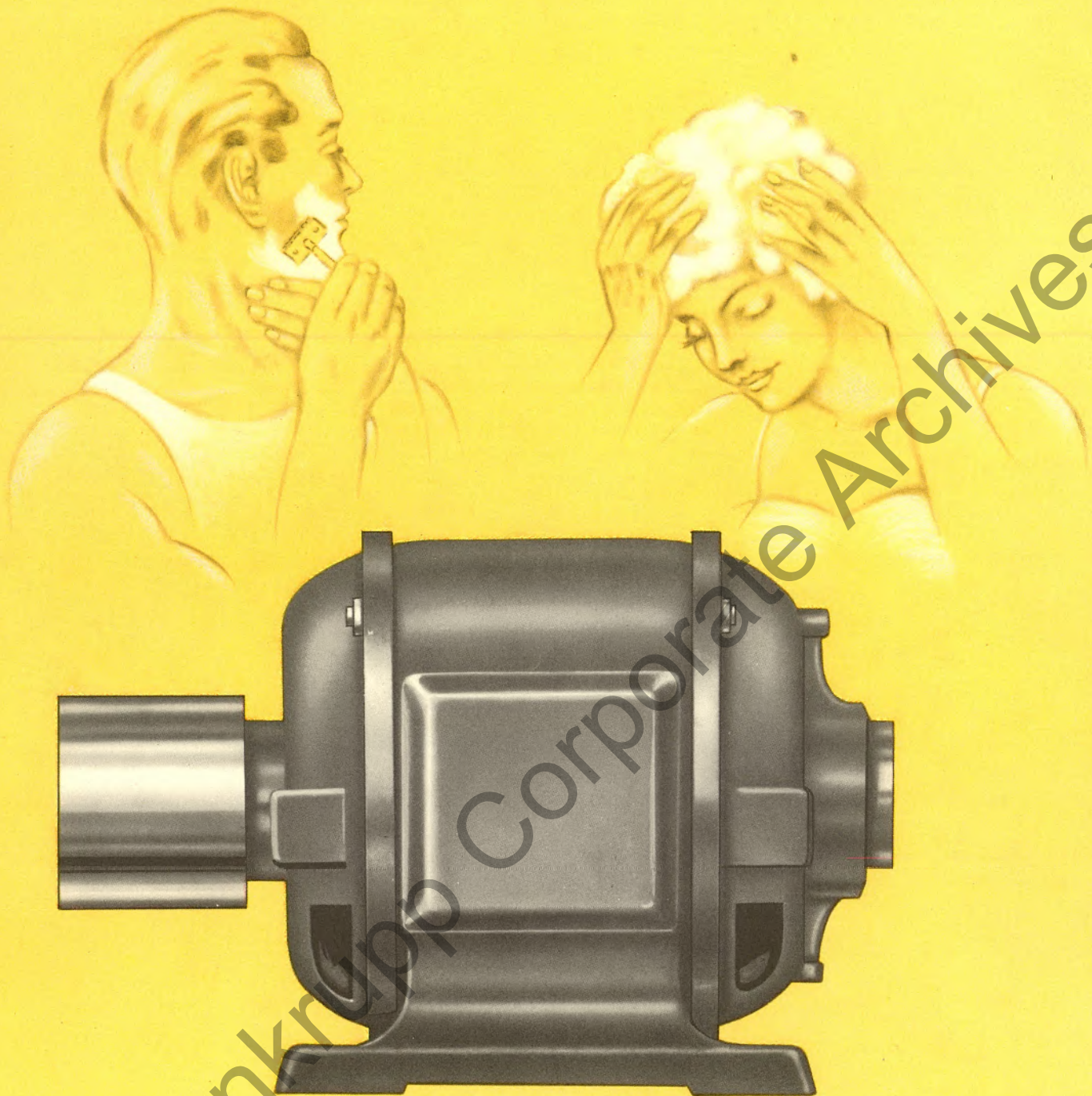
LAPPES

AUS'M MARTINWERK



Ach wie ist ein Rausch doch herrlich
 Man fühlt sich beschwingt und leicht
 Doch er ist nur ungefährlich
 Wenn man ihn mit Bier erzeugt

Kommt er aber so zustande
 Wie ich's hier hab aufgezeigt
 Führt er dich bestimmt am Rande
 Auf den Weg zur Ewigkeit



MASCHINENPFLEGE

genau so wichtig wie

KÖRPERPFLEGE